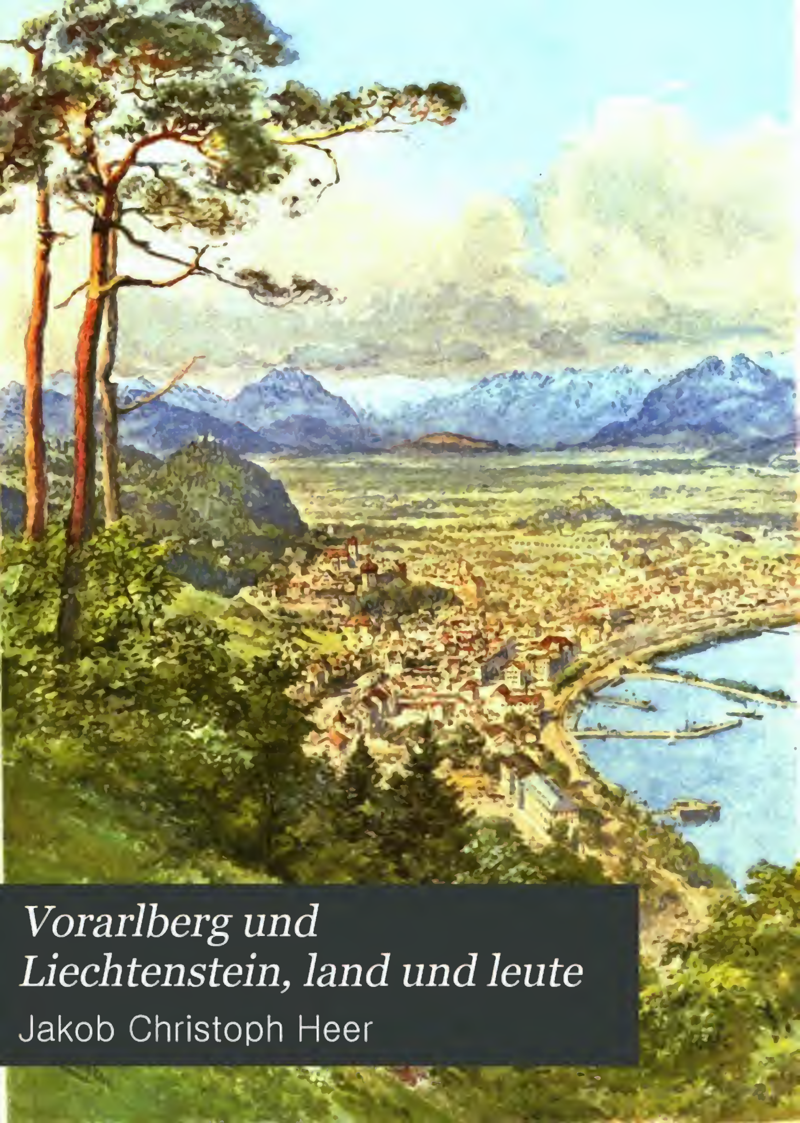
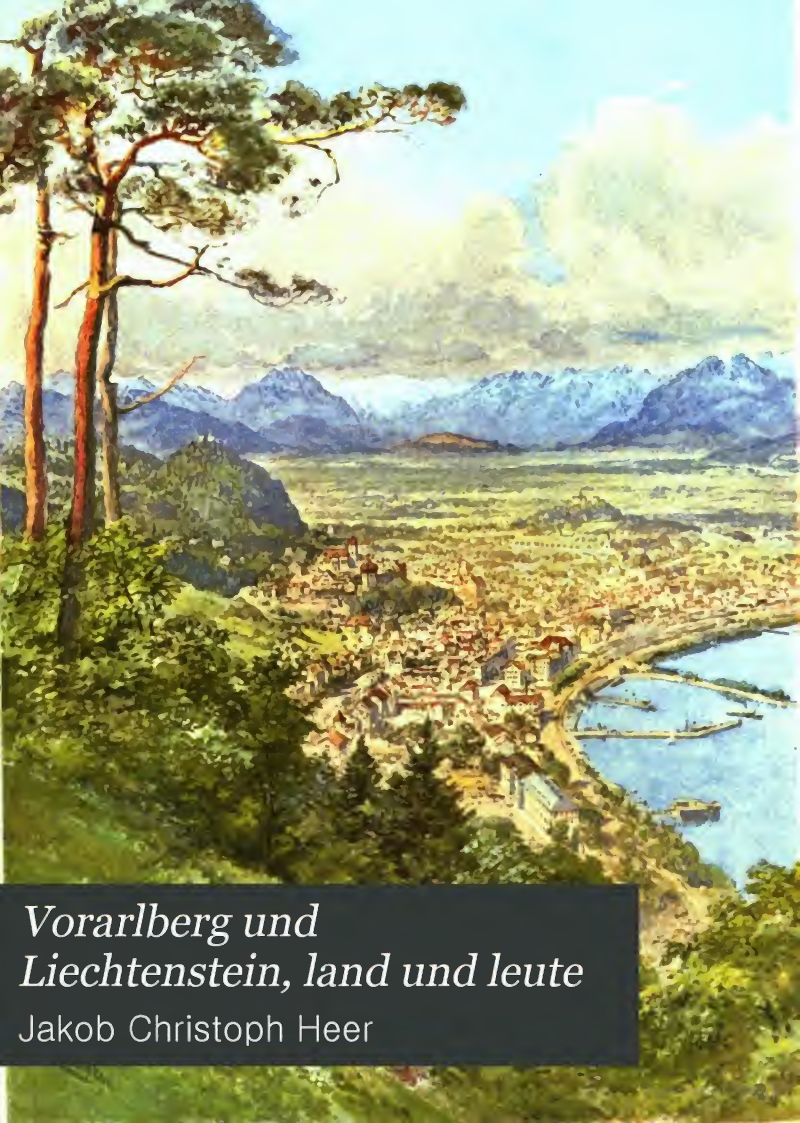


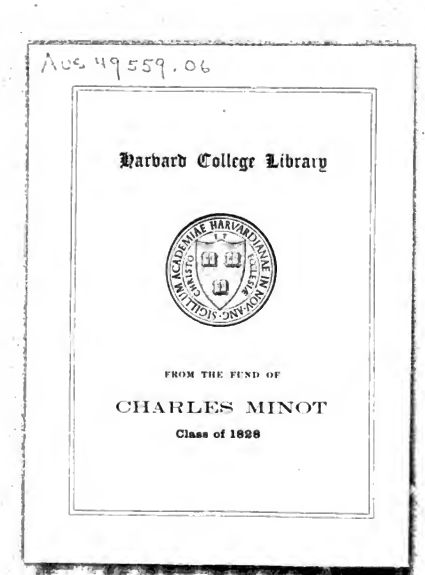
# Vorarlberg und Liechtenstein, land und leute

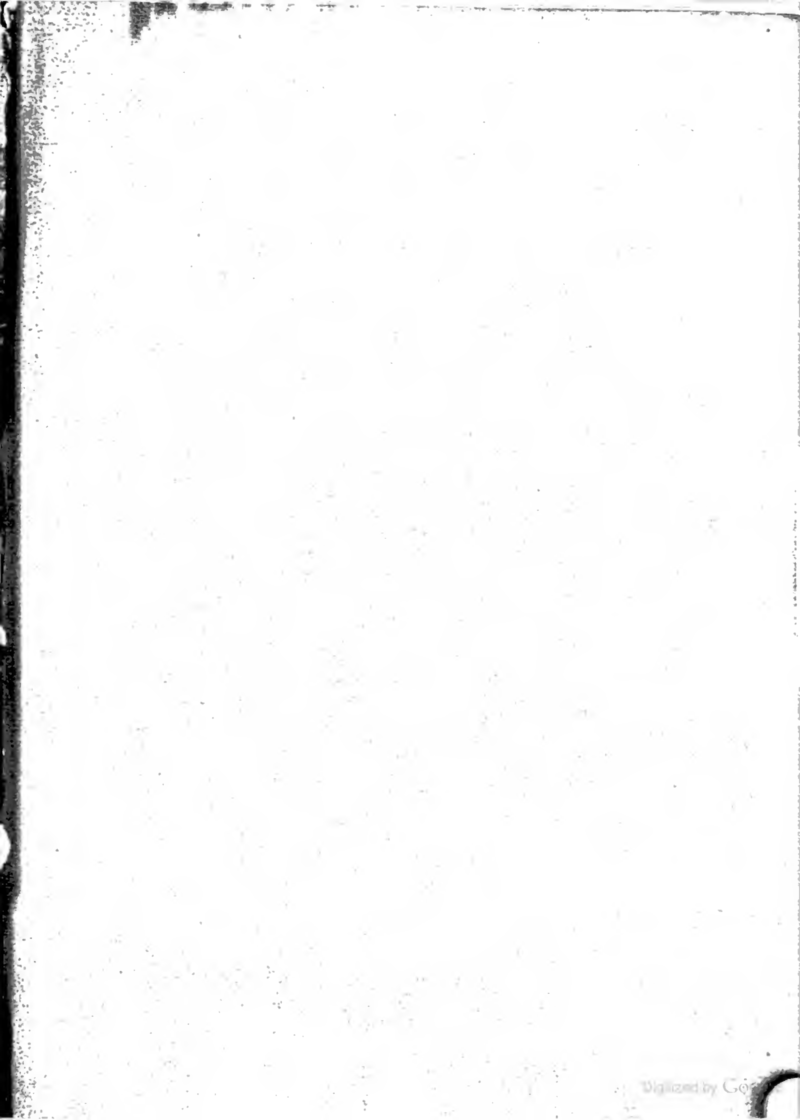
Jakob Christoph Heer



# Vorarlberg und Liechtenstein, land und leute

Jakob Christoph Heer


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE



# Vorarlberg und Liechtenstein.

Herausgegeben vom Verband

für Fremdenverkehr

in Vorarlberg und Liechtenstein.



Bregenz.

# Vorarlberg und Liechtenstein

## LAND UND LEUTE

VON

J. C. HEER

ILLUSTRIERT

VON

E. T. COMPTON, P. BALZER UND F. SCHREMPF



FELDKIRCH (VORARLBERG)
F. UNTERBERGER, VERLAGSBUCHHANDLUNG
1906.

CLICHÉS UND DRUCK
ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI
ZÜRICH

# Inhalt.





# Geographische Übersicht.

IN meerähnlicher Stimmung, breit und gewaltig sonnt sich der Bodensee. Im Hintergrund seines blauen Spiegels öffnet sich, vom Sommerduft erfüllt, das grosse Tal, durch das der Hochrhein aus den Urnen der rhätischen Berge in das Becken herniederwallt.

Links und rechts von der mächtigen Talpforte, die bis ins Herz des Hochgebirges offen steht, ruht der südwärts gewandte Blick auf hohen, hellen Berglanden, rechts auf dem mit weissen Häuserpunkten gesprenkelten grünen Appenzellerhochland mit der Fels- und Wetterwarte des Säntis, links auf der sammetigen Alpenwelt Vorarlbergs und Liechtensteins. Von den Wellen des Bodensees und Rheins höher und höher anschwellend, steigt die Landschaft bis zum herrlichen Bergbild der Drei Schwestern und der eisumpanzerten Scesaplana empor, von der ein reines, weisses Leuchten, Schneelicht des Hochgebirges, über See und Land bis tief hinein in die deutschen Gaue geht.

Die schönen Landschaften Vorarlbergs und Liechtensteins, die einander durch Natur, gemeinsame geschichtliche Schicksale und die Stammverwandtschaft der Bevölkerung eng verbunden sind, halten die Westhut des österreichischen Kaiserstaates. Mit offener Schau über die blaue Fläche des Bodensees stossen sie, von den Gebirgslanden der Schweiz, Tirols und Bayerns umkränzt, an den Hochrhein. Vom Felsenriegel der Luziensteig an, bei der er aus dem Bündnerlande hervorrauscht, bis zur Mündung seines ehemaligen Laufs in den See, bildet der Rhein die Grenze gegen den Schweizer Kanton St. Gallen. Von der alten Rheinmündung bis zu derjenigen des Flüsschens Leiblach zwischen Bregenz und Lindau, stösst Vorarlberg an den Bodensee, von dessen 512 Quadratkilometer Fläche Österreich ein ideeller Teil von 16 Quadratkilometer, die malerische Bucht von Bregenz zugeschieden ist. Einen ideellen Teil, sagen wir, weil

der Bodensee in der Verkehrspraxis der fünf Länder, die ihn begrenzen, ein neutrales Gebiet darstellt, auf dem die österreichischen Dampfer aus dem Hafen von Bregenz bis nach Konstanz am entgegengesetzten Ende des Sees verkehren. Die an der Leiblach beginnende deutsche Grenze Vorarlbergs verläuft in weitem Zickzack längs der Algäueralpen in die Gebirgsgegend zwischen dem Kleinen Walser- und obern Lechtal im äussersten Osten des Kronlandes. Da wird Tirol, durch dessen Gebiet Vorarlberg mit der übrigen österreichischen Monarchie zusammenhängt, zum Grenznachbar. Im übrigen durch hohe Gebirge geschieden, strecken sich Vorarlberg und Tirol über die Völkerstrasse des Arlbergs die Hände entgegen, und von Alpenland zu Alpenland geht einer der wichtigsten europäischen Schienenstränge. Die tirolische Grenze dehnt sich bis in die Südostecke Vorarlbergs, wo die Eisfelder der Silvretta erschillern, und wird auf dem Dreiländerspitz von derjenigen des Schweizer Kantons Graubünden abgelöst, die sich über den Grat, die Felsenzinnen, Gletscher und Schneefelder des Rätikons zum Rhein hinauszieht.

In der Südwestecke des eben umschriebenen Gebietes liegt, von der Schweiz und Vorarlberg umrahmt und in der Form eines Rechteckes an den Rhein hingeschmiegt, zum Teil Ebene, zum Teil Gebirgsland, das nur 159 Quadratkilometer grosse Fürstentum Liechtenstein. Von 10,000 Seelen bewohnt, bildet es nächst Monaco und San Marino, den kleinsten selbständigen Staat Europas. Seinen ebenen Teil durchkreuzt die österreichische Staatsbahnlinie Feldkirch–Buchs und verbindet das Fürstentum verkehrsreich mit Vorarlberg und der Schweiz. Liechtenstein, im gebirgigen Teil von der Samina, einem Nebenfluss der Ill, durchströmt, ist ein überaus gesegneter Fleck Erde mit Frucht- und Rebengeländen, anmutigen Hügeln, stattlichen Dörfern, Burgen und Schlössern, mit prächtigen Alpen und wild zerklüfteten Felsgipfeln.

Das 2570 Quadratkilometer grosse österreichische Kronland Vorarlberg, von rund 130,000 Seelen bewohnt, übertrifft den kleinen Nachbar an Bevölkerungszahl um das Dreizehn-, an Gebiet sogar um das Sechzehnfache. Ähnlich wie Liechtenstein vereinigt es in verhältnismässig engem Rahmen die Fülle der Naturreize, alle Stufenfolgen landschaftlicher Pracht von tiefen Tälern bis zu hohen Gipfeln, Ebene, freie, grüne Berge, stille Gründe, sonnige Weiden, Schluchtenromantik, Wasserstürze, Hochgipfel mit ewigem Schnee, und gewährt,

wie das Nachbarländchen, das Gemälde eines Volkes, das seine Heimat durch redlichen Fleiss, sorgliche Pflege der Heimstätten und schlichte, gesunde Lebensführung zu ehren weiss.

Tritt man vom Bodensee oder Rhein an Vorarlberg und Liechtenstein hinan, dann erscheint die Landschaft wohl wie eine in sich geschlossene hohe Bergwelt, über der Gipfel hinter Gipfel, die Häupter in wachsender Grösse, ragen, und als ob sie nur am Saum des Rheintales schmucken Städten und gewerbtätigen Dörfern Raum zur Entfaltung gewähre. Dringen wir aber in die gegen See und Rhein sich öffnenden Täler, dann löst sich das für den ersten Blick massig zusammengerückte Bergland in ein wahres Labyrinth, in ein Gewirre von kreuz und quer verlaufenden Tälern und Bergzügen auf, in dem der Mensch einen Reichtum von Siedelungen geschaffen, seine Wohnstätten und Hütten bis hoch empor an die sonnigen Lehnen gebaut hat.

Das beträchtlichste Talgelände Liechtensteins und Vorarlbergs ist die 75 Kilometer lange, ein bis zehn Kilometer breite Rheinebene am rechten Ufer des Stromes. Das fruchtbare Anschwemmungsland ist im Laufe der Jahrtausende durch die allmähliche Versandung des Bodensees entstanden, der in den Zeiten vor der menschlichen Geschichte bis ins Bündnerland emporreichte. Wie ein Paradies liegt die Gegend im Schmucke ihres Pflanzenreichtums, des hochaufschiessenden Maises, der dichten Wiesen und der prächtigen Obstbäume. Am Gebirgsrand der Ebene, namentlich bei Vaduz, gedeiht unter dem Einfluss des Föhns, des im Frühling und Herbst wehenden warmen Südwindes, ein feuriger, köstlicher Wein. Bis vor kurzer Zeit hauste aber in diesem Paradiese auch eine verderbliche Schlange, der ungebändigte Rhein, der, mit wenig Gefälle und mit grossen Krümmungen durchs Land fliessend, zur Zeit der Schneeschmelze an seinen Gestaden furchtbare Überschwemmungen verursachte und trotz der Gunst des Klimas und des Fleisses der Bevölkerung den Wohlstand der in der Fruchtebene gebetteten Dörfer untergrub. Durch einen im Jahre 1892 zwischen der Schweiz und Österreich abgeschlossenen Vertrag ist nun eine gründliche Regulierung des Rheins, welche die beiden grössten Stromkrümmungen durch riesige Kanäle abschneidet, im Werk, und der untere Durchstich, der den Rhein in unmittelbar nördlicher Richtung auf kürzestem Weg in den Bodensee führt, bereits vollendet.

Ein wonniges, sonniges Landschaftsgebiet ist der Rand des Rheintales gegen die Berge hin. Da reiht sich von Klein-Mels, dem obersten liechtensteinischen Dörfchen, bis hinab nach Bregenz, von Schaan an durch die Staatsbahn miteinander verbunden, eine Girlande grosser, stattlicher Ortschaften, darunter Vaduz, der liebliche Hauptort Liechtensteins, und die blühenden vorarlbergischen Städte Feldkirch, Dornbirn und Bregenz. Ein Hauch südlicher Üppigkeit geht um die jedem Sonnenstrahl offenen Ortschaften. Von Edelobstbäumen umschirmt, von Spalieren umrankt, heben sich Haus, Dorf und Stadt vom Hintergrund tannendunkler und alpengrüner Berge und schauen über den Rhein auf die lichtumflossenen Kuppen des Appenzellerlandes. Die wichtigsten Berge am Rand des Rheintales sind im Liechtensteinischen der Falknis, 2566 Meter, der Naafkopf, 2573 Meter, die Drei Schwestern, 2097 Meter, in Vorarlberg der Hohe Freschen, 2006 Meter, die Hohe Kugel, 1649 Meter, die Mörzelspitze, 1842 Meter, die Staufenspitze, 1457 Meter, das gleich hohe Hochälpele, und als äusserster Vorposten gegen den Bodensee der 1064 Meter hohe Pfänder bei Bregenz, die herrliche Aussichtswarte des Sees.

Unter den Flusstälern, die sich in das vorarlbergische „Oberland" hinein öffnen, ist das Illtal, das sich bergwärts in eine Menge Nebentäler auflöst, das bedeutendste und volksreichste. Von Feldkirch an bildet es bis über Bludenz empor eine sonnige, dörferreiche, langgestreckte Mulde, den pflanzenüppigen innern Walgau. Bei dem Kloster St. Peter oberhalb Bludenz aber scheidet es sich in zwei Täler. Das eine ist das Quelltal der Ill, das, so weit es noch fahrbar ist, Montafon, höher in den Bergen Vermunttal heisst. Das andere Tal, das hinter Bludenz abzweigt, ist das von der Alfenz durchströmte, ziemlich rauhe Klostertal, durch das die Bahn von Feldkirch und Bludenz zum Arlberg emporsteigt. Arlberg, von dem das Kronland den Namen trägt, ist nach den einen Etymologen eine Verkürzung des sich selbst erklärenden Ausdruckes Adlerberg, andere bringen das Wort in Zusammenhang mit der „Arle", der am Boden dahinkriechenden Legföhre, des charakteristischen Nadelbaumes am Übergang der Berg- zur Alpenregion.

Der Hochgebirgszug, der Vorarlberg vom Bündnerlande scheidet, bildet eine Reihe mächtiger Gipfel, Piz Buin, 3316 Meter, Gross-Litzner, 3123 Meter, Madriserhorn, 2830 Meter, Sulzfluh, 2820 Meter Seesaplana, 2469 Meter. Daher strömen der Ill durch romantische

Nebentäler wasserreiche Bäche zu, der Alvierbach aus dem Brandnertal, der Mengbach aus dem Gamperdonatal, der Gallinabach und die Samina aus den vorarlbergisch-liechtensteinischen Grenzbergen. Die Gipfel nördlich vom Klostertal, die Schindlerspitze, 2640 Meter, der Schafberg, 2376 Meter, und die Rote Wand, 2701 Meter, scheiden Alfenz und Lech, dessen Quelltal bis Lechleiten zu Vorarlberg gehört, Rhein und Donau, das Einzugsgebiet der Nordsee und des Schwarzen Meeres. Der Zug des Hohen Freschen, 2006 Meter, trennt von Bludenz bis zum Rhein hinaus Ill und Bregenzerach. Aus der lang eingeschnittenen Bresche des Grossen Walsertales bricht die wilde Lutz nach der Ill hervor.

Kleinere Nebenflüsse des Rheins sind die aus dem muldenförmigen, alpengrünen Laternsertal herniedereilende Frutz, die bei Rankweil die Rheinebene erreicht, und die Dornbirnerach, die in zwei Quellbächen in den Bergen hinter Ebnit entspringt, durch romantische Schlucht nach Dornbirn hervorrauscht und jetzt durch einen dem neuen Rhein parallel gehenden Binnenkanal in den Bodensee geleitet wird.

Selbständig in den Bodensee mündet nahe bei Bregenz die Bregenzerach, die das grösste und bevölkertste Bergtal des Landes, den anmutsvollen Bregenzerwald, durchströmt. Sie entspringt oberhalb Schröcken, des letzten Taldörfchens an der Grenzscheide gegen den Lech, und empfängt reichen Zufluss aus der hochalpinen Welt, die sich um ihr Quellgebiet erhebt. Da stehen zu ihrer Rechten der prächtige Widderstein, 2531 Meter, der Heiterberg, 2147 Meter, der Didamskopf, 2087 Meter, die Mittagsfluh, 1614 Meter, zu ihrer Linken die Mohnenfluh, 2541 Meter, das Rothorn, 2237 Meter, die Hochkünzelspitze, 2307 Meter, das Gräshorn, 2195 Meter, die Zitterklapfen, 2401 Meter, die edelweissreiche Canisfluh, 2041 Meter, und die schlanke Mittagspitze, 2092 Meter. Aus diesem Gebirge strömen der Ach der Argen- und Mellenbach zu. Sie durchfliesst die starkbewohnte Mulde von Andelsbuch, auf welche die Winterstaude, 1867 Meter, niederblickt, und in malerischer Engschlucht den vordern Bregenzerwald. Da erhält sie die quellklaren Zuflüsse der Subersach, Weissach und Rotach, zwischen denen der Hochhädrich, 1594 Meter, ragt.

Die Leiblach, die den Grenzfluss gegen Bayern bildet, kommt vom Hochplateau bei Hergatz, die Breitach, das nach Bayern hinausfliessende Gewässer des Kleinen Walsertales, sammelt seine Quellen

am Widderstein, 2531 Meter, Hoch Ifen, 2227 Meter und Gaishorn, 2363 Meter.

Ausser dem Bodensee besitzt Vorarlberg an stehenden Gewässern nur ein paar kleine Bergseen, nämlich die drei Nachbarn Formarin-, Spuller- und Zürsersee, die nördlich vom Kloster- und westlich vom Lechtal in den Bergen versteckt liegen, den Körbersee am Gebirgsübergang von Hochkrumbach, den Dilismasee auf den Alpen westlich von Montafon und als Perle unter allen den auf fast zweitausend Meter Meereshöhe zwischen den Felsen des Rätikons träumenden Lünersee, in dem sich die Seesaplana spiegelt, einen der herrlichsten Bergseen im Alpenkranz.

Die kurze Übersicht gibt uns ein Bild, wie reichbewegt die Bodengestaltung der beiden Ländchen Vorarlberg und Liechtenstein ist. Ihr entspricht der geognostische Aufbau der Landschaft mit dem starken Wechsel der Gesteinsarten, der in der Formenerscheinung keine Eintönigkeit aufkommen lässt. Am Rande der Rheinebene weist uns die Gebirgswelt an steilen Felswänden Nagelfluh und den glimmerigen Sandstein der jüngern versteinerungsreichen Molasse, gegen Süden aber entwickeln sich dolomitische Berggestalten, am Eingang des Klostertales weisse Arlbergkalke und der schwarze blätterige Muschelkalk. Im Vermunttal treten die Formationen des bunten Sandsteins und des Verucano auf und bilden mit Dolomit, Gneis, Glimmer und Hornblende den rätischen Grenzwall. Es liegen also in den verschiedenen Gegenden von den Urgesteinen der Silvretta bis zu den Alluvionen des Rheins, wie ein Buch aufgeschlagen, Blätter der Bildungsgeschichte unseres Planeten.

Mannigfaltig wie das auf- und abwogende Relief ist auch das Klima der Landschaft und wechselt oft schon auf kurze Entfernungen. Triesen, Vaduz, Feldkirch und Rankweil am Rande der Rheinebene geniessen, wie ihre südlich anmutende Vegetation beweist, den Vorzug besonderer Milde, etwas weniger der Landstrich gegen den Bodensee, dessen Flut abkühlend auf seine Umgebung einwirkt, doch darf Bregenz wie die sonnigen Halden des Walgau, des Montafon und Bregenzerwaldes immerhin als klimatisch begünstigt gelten. In Stufen steigt das Klima bis in die Rauheit jener Hochtäler, in denen die Bewohner Mühe haben, ihren Äckerchen etwas Kartoffeln abzuschmeicheln oder in denen sie vollständig auf die Alpwirtschaft angewiesen sind.

Gerade in jenen Alpengegenden aber, wo die Vegetation um ein Sommerdasein von wenigen Wochen kämpft, entfaltet sich die farbensatte Pracht der Alpenflora. Bis in die Höhe von zweitausend Meter überdeckt der Alpenrosenstrauch die Hänge mit der Glut seiner Blüten, aus dem schmelzenden Schnee hervor brechen die kleinern und grössern Enziane mit ihrem bezaubernd tiefen Blau, die eigenartigen Steinbrech, die zierlich gefransten Glöckchen der Soldanellen, das dichte Rasen bildende Zwergleimkraut, die rotviolette, innen golden getupfte Blumenkrone des Alpenleimkrautes, das tiefblaue Alpenvergissmeinnicht, der schöne Felsehrenpreis und die mannigfaltigen Anemonen. Da blühen die Alpennelken und die süssduftende Alpenaurikel, die wie Vanille riechende Braunelle, die niedern Mannsschilde, die poesieumwobene Edelraute und das an den einen Bergen seltene, an andern aber ziemlich häufige Edelweiss, und als Spätling des Sommers die Bergaster.

Mit der Pflanzenwelt verbunden, entfaltet sich das alpine Tierleben, und auf der von üppiger Fülle der Tiefen zu ärmlicher Kargheit der Höhen emporsteigenden Scholle kämpft der Mensch um ein freundliches Dasein. Seit grauer Zeit ist die Geschichte über die Bergländer gegangen und hat ihre Sagen, ihre Überlieferungen, Inschriften und Denkmäler in die Täler und über die Berge zerstreut. Sie winkt uns in alten Kapellen, Kirchen und Klöstern, in Schlössern und Ruinen, sie liegt in der Sitte und dem Brauch, in den Anschauungen und der Sprache des Volkes, das besonders in den stillen Bergtälern viel ursprüngliches Kulturgut behalten hat.

Blättern wir ein wenig in den vergangenen Volksgeschicken!





Römische Altertümer im Landesmuseum.

# Geschichtlicher Abriss.

DIE älteste Kunde, die wir von Vorarlberg und Liechtenstein haben, geht um Bregenz, in dessen Namen eine keltische Ortsbezeichnung durch die Jahrhunderte hernieder bis in unsere Zeit weiterklingen soll. Als die Römer 15 Jahre vor Christus das Alpen- und Flachland bis an die Donau eroberten, gründeten sie an der für den Verkehr so wichtig gelegenen Stätte eine Niederlassung, von der, besonders um den Ölrain, Reste zu verschiedenen Zeiten, und noch in unsern Tagen, aus dem Schosse der Erde gegraben worden sind: Eisengerät und Tonwaren, Inschriften-, Figuren- und Weihesteine. Von Brigantium, wie sich die Römer den Namen der alten Siedelung mundgerecht machten, führte dem Bergrand entlang durch Vorarlberg und Liechtenstein die Strasse nach Curia, Chur und über die Alpen nach Italien. Namentlich in einigen liechtensteinischen Namen will man noch die Bezeichnung römischer Stationen erkennen, so in dem Dorfnamen Balzers die Bezeichnung palatiolum, d. h. kleiner königlicher Hof.

Gegen drei Jahrhunderte genoss die von den Römern unterworfene keltische Bevölkerung die Segnungen des Friedens und italienischer Kultur, dann kamen die Stürme der Völkerwanderung über sie. Die Alemannen, die im Jahr 354 von den Römern an der Luziensteig und in der Rheinebene blutig aufs Haupt geschlagen worden waren, eroberten das rechte Rheinufer in anderthalbhundert-

jährigem Kampfe, fassten festen Wohnsitz und prägten allmählich durch ihre grössere Zahl den im Lande zurückgebliebenen Resten der Römer und Rätier ihr Volkstum und ihre Sprache, die alemannische Mundart, auf.

Schon während der Römerzeit hatte das Christentum Eingang im Lande gefunden. Nach der frommen Überlieferung der Kirche und des Volkes war es besonders St. Luzius, der, von Augsburg kommend und über die nach ihm benannte Luziensteig nach Chur wandernd, das Christentum am Rhein predigte. Das soll schon im Jahre 180 gewesen sein. Als im Anfang des 7. Jahrhunderts die Glaubensboten Gallus und Kolumban voll heiligen Eifers an den Bodensee kamen und den Samen des Evangeliums ausstreuten, fanden sie in den Trümmern von Brigantium die Überbleibsel eines christlichen Heiligtums, eines Oratoriums der St. Aurelia, doch war es mit alemannischen Götzenbildern geschmückt. Am meisten trugen die beiden in der Nähe der Landesgrenze gelegenen Mittelpunkte christlicher Kultur, der Bischofssitz Chur und das Kloster St. Gallen, dazu bei, dass sich die unter der Naturreligion der Eroberer halb erstickten Keime des Evangeliums mit neuem Wachstum belebten. Sie regten zu klösterlichen Gründungen im Rheintal an. Die Klöster aber bauten Gotteshäuser und Kapellen in die abgelegenen Bergwildnisse und wurden damit die Pioniere weiterer Volksansiedelungen. So bevölkerten sich Gegenden wie der Bregenzerwald, die bis zur Jahrtausendwende nur Jagdgründe adeliger Herren gewesen waren. Es scheint, dass namentlich die Wirren des Investiturstreites, welche Deutschland und damit auch die Landschaften am Bodensee in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts beunruhigten, einen Teil der Bevölkerung bewogen, sich in den höhern Gebirgsgegenden niederzulassen, die der Arbeit des Landmanns Schutz und Frieden gewährten.

Zu den bisherigen Volkselementen stiess im 14. Jahrhundert ein neues. Wie die Überlieferung sagt, durch Hungersnot aus ihrer bisherigen Alpenheimat vertrieben, kamen viele Familien aus dem Wallis nach Rätien gewandert und liessen sich, die einen im Bündnerland, die andern in Liechtenstein und Vorarlberg, nieder, in Liechtenstein auf dem Triesnerberg, in Vorarlberg namentlich im Grossen und Kleinen Walsertal. Zum erstenmal sind sie urkundlich im Jahr 1313 erwähnt. Sie kauften sich in den abgelegenen Gründen und

auf den unbewohnten Höhen Güter an, trieben Alpwirtschaft und Viehzucht, und da sie freien, eigenen Grundbesitz hatten, nannten sie sich „die freien Walser". Bis auf den heutigen Tag haben sie die aus der Stammheimat mitgebrachte Mundart und viele altangestammte Lebensgewohnheiten bewahrt.

Ein Land Vorarlberg oder Liechtenstein im jetzigen Sinne des Wortes gab es im Mittelalter nicht, sondern die beiden Gebiete waren in den Besitz eines zahlreichen Adels zersplittert, unter dem die Grafen von Bregenz und ihre mächtigen Erben, drei in mehrere Linien sich spaltende Grafengeschlechter der Montfort besonderen Glanz erlangten. Diese Dynastien, aber auch die Grafen von Werdenberg, Sargans, Vaduz und die Herren von Schellenberg, die sich ihnen im Besitz der Hoheitsrechte durch Erbe oder Heirat zugesellten, wurden die Erbauer der Burgen und Schlösser, die zum Teil wohlerhalten, zum Teil als Ruinen von Hügeln und Bergen auf die Gestade des Rheins und der Ill niederblicken, zum Teil aber in den Kriegsläufen der Jahrhunderte vollständig verschwunden sind. Dynastische Fehden bewegten das Land, bald erblasste das eine, bald das andere Geschlecht und wechselten die einzelnen Täler die Herrschaft. Dabei wurde besonders ein Vorgang für die spätere Landesgeschichte wichtig. Durch Kauf und Pfänder, die nicht mehr eingelöst werden konnten, gingen stets mehr Herrschaften in den Besitz der Herzoge von Österreich über. Das Haus Habsburg legte damit die Grundlage für die spätere Angliederung Vorarlbergs an den Kaiserstaat Österreich, ein geschichtlicher Prozess entwickelte sich, den erst das 19. Jahrhundert zur Reife brachte: die Bildung des Kronlandes Vorar berg.

Krieg und Schlacht haben Vorarlberg und Liechtenstein im Laufe der Zeiten genug gesehen. Es waren die Ereignisse in der benachbarten Schweiz, die jedesmal auch am rechten Rheinufer Widerhall fanden. So als sich die Appenzeller im Jahr 1403 gegen die Herrschaft des Abtes von St. Gallen empört und in zwei siegreichen Schlachten die mit ihm verbündeten schwäbischen Städte und Herren über Rhein und See zurückgejagt hatten. Da unternahmen die freiheitstrunkenen Sennen nach allen Richtungen, auch nach Vorarlberg und Tirol, Streifzüge und forderten die Bauern zum Anschluss an ihre Republik auf. Sie fanden williges Gehör, der „Bund ob dem See" entstand, dem sich neben verschiedenen Land-

schaften die Stadt Feldkirch anschloss. „Sie wollten alle Appenzeller sein!“, meldet ein Chronist, aber nachdem eine Reihe Burgen des Rheintales, darunter Alt- und Neu-Schellenberg, dem „wunderlichen Lauf“ der Bauern zum Opfer gefallen waren, brach die Macht des Bundes durch eine schwere Niederlage, welche die Appenzeller am Hilariustag, 13. März 1408, bei einer Belagerung von Bregenz erlitten, in sich zusammen.

Die grössten Ereignisse brachte indessen der Schwabenkrieg, der unglückliche Versuch des Kaisers Maximilian im Jahr 1499, die durch ihre Freiheitssiege stolz und selbständig gewordenen Eidgenossen wieder unter den Gehorsam des deutschen Reichs zu beugen. Vorarlberg und Liechtenstein, deren Adel dem Kaiser gefolgschaftspflichtig war, wurden der Schauplatz eines Teils dieser Kämpfe. Am Katharinenbrunnen an der Luziensteig fielen im ersten Gefecht hundert Vorarlberger und Liechtensteiner, bei Triesen am andern Tag — 12. Februar 1499 — dreihundert. Furchtbares Unglück war überall am Kriegsweg, namentlich auch mit der Entscheidungsschlacht bei Frastanz, wo die Vorarlberger und Tiroler in hartem Verzweiflungskampf von den Schweizern geschlagen wurden. Den Sommer hindurch litt die schwer betroffene Gegend unter den Raubzügen der Sieger; das Ende des Kampfes im Herbst war ein aus hundert Wunden blutendes Land.

Infolge des Krieges wurde die Einrichtung der Vorarlberger „Landesrettung“ getroffen. Drohte ein Feind an die Grenze zu rücken, so wurde von einer Burg zur andern durch drei Kanonenschüsse ein Zeichen gegeben, von Gutenberg im obersten Liechtenstein nach Schloss Vaduz, von da nach dem Turme zu Bendern und weiter nach der Schattenburg bei Feldkirch bis hinab nach Bregenz. Eine Weile blieb nun allerdings die Gegend vom Kriegsschrecken verschont, aber gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bedrückten die für den Türkenkrieg notwendigen Steuern das Volk, und 1621 ereignete sich wieder ein unglücklicher Krieg mit den Bündnern. Freund und Feind brandschatzten das Land, und da inzwischen auch der dreissigjährige Krieg ausbrach, kamen die österreichischen Truppen sechzehn Jahre nicht mehr aus den Tälern. Im Jahre 1646 rückten die Schweden ein, pressten aus dem erschöpften Gebiet, was zu pressen war; besonders nachdem sie unter Wrangel im Januar 1647 Bregenz eingenommen hatten. Als im darauffolgenden Jahre der

dreissigjährige Krieg sein Ende erreichte, waren viele Dörfer von der Pest und den Leiden des Krieges so entvölkert, dass der siebente Teil der Häuser von Bewohnern leer stand. Nicht weniger als die äussere, drängte die innere Not. Zwistigkeiten zwischen den regierenden Herren, die ihre Landeskinder in fremde Militärdienste verkauften, und dem von Abgaben gequälten, in seinen angestammten Rechten verkürzten Volk gesellten sich zu den anderen Übeln.

Für Liechtenstein aber brachte das ausgehende 17. und das beginnende 18. Jahrhundert ein weittragendes und glückliches Ereignis. Die beiden Grafschaften Schellenberg und Vaduz, aus denen das Ländchen bisher bestanden hatte, kamen, jene 1699, diese 1712 durch Kauf an das fürstliche Haus Liechtenstein, eines der ältesten und reichsten Adels-Geschlechter Österreichs, und, obwohl sich im Anfang einige Reibereien mit der Verwaltung des in Wien residierenden Fürsten ereigneten, brach für das Ländchen eine Zeit ruhiger Entwicklung an. Unterdessen wuchs Vorarlberg stets enger mit dem Kaiserhaus Österreich zusammen, und es trennte sich also die politische Verwaltung der früher oft von einer Hand gelenkten Nachbargebiete.

Sobald aber eine Welle der Weltgeschichte die Gegenden berührte, litten sie doch wieder gemeinsam, zum letztenmal in grossem Massstab während der Franzosenzeit. Im Herbst 1798 erschien das fränkische Militär, das die Schweiz besetzt hielt, am Rhein, im folgenden Frühling kam es unter General Massena über den Strom. Nachdem die Österreicher die französischen Heere zurückgeworfen hatten, plünderten diese die Dörfer der Rheinebene. Um Feldkirch entwickelten sich die blutigsten Kämpfe, die Österreicher siegten, die Franzosen liessen 4000 Tote zurück, auch um die Luziensteig wurde hart gekämpft, 1200 Franzosen blieben in der Gewalt des Generals Hotze, die übrigen zogen sich über den Rhein zurück. Als Intermezzo im Kriegsspiel erschienen die mit Österreich verbündeten Russen, die unter General Suwarow die weglosesten Schweizeralpen überstiegen hatten. Die ausgehungerten Krieger fielen über alles her, was zu haben war, über die unreifen Trauben, über Mais und Obst, sie zogen den Leuten die Kleider vom Leib und die Schuhe von den Füssen. Und nach ihnen kamen wieder die Franzosen, damit der Anlass zu neuen Gefechten und Kämpfen

der Landesmilizen mit dem übermütigen Feind. Der Friede von Lüneburg, der dem Krieg ein Ende setzte, bot nur wenig Trost. „Armselig sieht es aus in unserm Ländchen", klagt ein Liechtensteiner. „Unsere Kriegsschuld ist so gross, dass Kind und Kindeskinder daran zu zahlen haben!"

Im Frieden von Pressburg, 1805, fiel Vorarlberg an Bayern. Infolge der bedeutenden Geldverluste, die durch die bayerischen Bankozettel entstanden, wegen der Einführung neuer Steuern und starker Militäraushebungen, wegen der mannigfaltigen Störungen, die alte Lebensgewohnheiten und kirchliche Bräuche durch die lebhaft betriebenen bayerischen Reformpläne erfuhren, blieb aber die Stimmung der Bevölkerung der neuen Oberherrschaft feindlich. Als sich 1809 Tirol unter den Helden Andreas Hofer und Speckbacher zum Volkskrieg erhob, da gärte es auch in Vorarlberg gewaltig. Unter Advokat Dr. Schneider wurde zweimal die bayerisch-französische Besatzung vertrieben, doch erfüllte erst das Jahr 1814 den einhelligen Wunsch der Bevölkerung, unter die angestammte Oberhoheit des Hauses Österreich zurückzukehren. Seither teilt Vorarlberg die allgemeinen Schicksale der Monarchie.

Das Kronland geniesst insofern eine wertvolle Selbständigkeit, als es einen eigenen mit Gesetzgebungsrecht ausgestatteten Landtag besitzt, in dem die Städte und die Landgemeinden, die Handels- und Gewerbekammern unter dem Vorsitz des Landeshauptmannes durch ihre Vertreter die Forderungen der Landeswohlfahrt zur Geltung bringen können.

Das selbständige Fürstentum Liechtenstein hat eine konstitutionell monarchische Verfassung. Der Fürst übt die gesetzgebende Gewalt unter Mitwirkung eines Landtages von fünfzehn Mitgliedern aus, die vom Fürsten oder dem Landesverweser jährlich einmal in Vaduz zusammenberufen werden. Verwaltungsbehörde ist unter dem Vorsitz des Landesverwesers die fürstliche Regierung in Vaduz. Da das Ländchen für mancherlei staatliche Funktionen zu klein ist, macht es zum Teil mit Österreich gemeinsame Sache. Es steht mit dem Kaiserstaat in Zollunion, für die es sich jährlich etwa 80,000 Kronen ausbezahlen lässt, hat mit ihm Verzehrungssteuer, Tabakmonopol und Postverwaltung gemeinsam und besitzt mit ihm die gleiche Geldwährung. In der Rechtspflege überstehen dem Landesgericht in Vaduz das fürstliche Appellationsgericht in Wien und das

k. k. Oberlandesgericht in Innsbruck. Eine Originalität aber des Ländchens — es hat kein Militär! Als die Liechtensteiner Soldaten nach dem preussisch-österreichischen Kriege von 1866 vom Stilfserjoch, wo sie mit der Tiroler Landwehr auf Posten standen, in die Heimat zurückkehrten, wurde die Militärpflicht vom Fürsten aufgehoben. Da der Fürst für das Ländchen viel aufwendet, haben die Liechtensteiner eine herzliche Verehrung für ihren in Wien residierenden Landesvater und bedauern nur, dass sie selten Gelegenheit haben, ihn in Vaduz empfangen zu können.

Unter den Kultursegnungen, die Vorarlberg als Glied, Liechtenstein als wirtschaftlich verbündeter kleiner Nachbar vom Kaiserstaat Österreich empfangen haben, sind zwei grosse Werke hervorzuheben: der Bau der Arlbergbahn Innsbruck—Bludenz, 1880—1884, an welche sich die bereits 1872 eröffnete Vorarlberger Staatsbahnlinie anschliesst, und die mit der Schweiz gemeinsam vereinbarte, zur Hälfte vollendete grossartige Rheinregulierung. Das beste aber zu der offensichtlich daliegenden kulturellen und wirtschaftlichen Blüte der beiden Ländchen hat die Einsicht und der Fleiss der eigenen Bevölkerung getan, die sich namentlich in der Industrie und Alpwirtschaft mit wachsender Unternehmungslust an den wirtschaftlichen Fortschritten der neueren Zeit beteiligt.

Suchen wir also die freundliche Gegenwart des Volkes auf, belauschen wir es in seiner Denkungsart, in seinen Sitten und Bräuchen und bei seinem mannigfaltigen Tagewerk in den Tiefen und auf den Höhen.



# Das Volksleben.

DIE alemannische Stammesart gibt dem vorarlbergisch-liechtensteinischen Volke in der deutschen Familie der österreichischen Monarchie eine besondere Stellung und ein stark spürbares Eigengepräge. Die Wasser-, Weg- und Landscheide des Arlbergs ist zugleich die Grenze zweier grundverschiedener deutscher Stämme. Der poetische Glanz, der das Tiroler Volksleben umgibt, Zitherklang und Schnadahüpfeln, lustiges Almenleben mit der oft etwas derben Galanterie des Gebirglers, das unbekümmerte In-den-Tag-leben, die lebensfrohe Romantik eines sich an den Augenblick hingebenden Volkes sind den Vorarlbergern und Liechtensteinern fremd. Auch die im Lebensgenuss oft überschäumende, aufjauchzende Art der bayerischen Nachbarn liegt nicht in ihrem Wesenszug.

Abstammung, Sprache, Gehaben und Brauch bringen den zwischen Rhein und Arlberg sitzenden Stamm in die engere Verwandtschaft der um den Bodensee, das „alemannische Meer“ angesiedelten Volksfamilie schweizerisch-schwäbischen Blutes, namentlich der schweizerischen Spielart des Alemannentums. Das erklärt sich nicht bloss aus der alten Stammesgemeinschaft, sondern auch aus der Tatsache, dass das von Tirol und Bayern durch hohe Gebirge getrennte Vorarlberg, ebenso Liechtenstein, von jeher den leichtesten Verkehr, die mannigfaltigste Berührung mit der Bevölkerung der östlichen Schweiz, dem st. gallischen Rheintal und dem Appenzellerland gehabt haben, von denen sie nur durch den vielfach überbrückten Rhein geschieden sind. Denn wie oft Schweizer einer-, Vorarlberger und Liechtensteiner anderseits, diese meist „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“, in den Kriegswirren der verschiedenen Jahrhunderte feindlich aneinandergeraten sind, wirkten die freundlichen Beziehungen langer Friedenszeiten doch noch stärker, so namentlich im verflossenen 19. Jahrhundert, in dem sich die vorarlbergisch-liechtensteinische Industrie im Zusammenhang mit und nach dem Vorbild der schweizerischen entwickelte.

Im übrigen kann das vorarlbergisch-liechtensteinische Volkswesen nur auf den ersten Blick als eine gleichmässige Einheit erscheinen, wer es näher kennen lernt, bemerkt die Unterschiede bald, die zwischen den drei ursprünglichen Elementen, der Volksmehrheit der zuerst eingewanderten Alemannen, den Walsern, die später dazugestossen sind, und den erst im Lauf der Jahrhunderte alemannisierten Rätoromanen in Art und Temperament vorhanden sind, jedes einzelne Tal fast lässt sich nach bestimmten Volksmerkmalen charakterisieren.

Wie verschieden indessen die Spielarten des Volkes innerhalb seiner Gebirge und Täler sein mögen, der gemeinsame Grundzug ist gesunde Kraft, fleissiges Schaffen, kluges Berechnen, Sparsamkeit, ehrenfester Familiensinn und damit verbunden innigste Heimatliebe, ja Heimatstolz. Er gründet sich beim Vorarlberger darauf, dass das Kronland in Hinsicht auf seine wirtschaftliche und geistige Entwicklung und auf die allgemeinen Bildungsverhältnisse den Vergleich mit irgend einer andern Landesgegend Österreichs aushält und namentlich das benachbarte Tirol wesentlich übertrifft. Und mit gleichem Recht wie der Vorarlberger ist der Liechtensteiner für seine Heimat eingenommen, in der er sich als Bürger eines zwar kleinen, aber wohlgeordneten und gedeihlichen Staatswesens fühlt. Der Anhänglichkeit an Fürst und Heimat entspricht hüben und drüben die im Volk allgemein verbreitete hohe Achtung für die bürgerlichen und politischen Gesetze, doch handelt es sich dabei nicht um einen blinden Gehorsam, sondern um eine verstandesmässige Anerkennung ihrer Notwendigkeit und Nützlichkeit, und bei Neuerungen ist oft die Kritik, die das Volk an ihren Wert oder Unwert setzt, nicht klein.

Ähnlich wie zu Heimat und Staat stellt es sich zum althergebrachten katholischen Glauben. Der Kirche treu zugetan behält es sich eine gewisse freisinnige Beurteilung religiös-kirchlicher Angelegenheiten vor, ein Doppelzug geht durch den Volkssinn, den der im Frühling 1904 verstorbene Bregenzerwälder Dichter Gebhard Wölfle hübsch in die Worte gekleidet hat:

„Meor ehrod das Alt, meor grüozod das Nü,
Und blibod ös sealb und der Hoammad trü!“

Die moderne industrielle Entwicklung mit ihrer Zuwanderung fremder Volkselemente hat zwar den Anlass zur Bildung protestantischer Diasporen in Bregenz, Dornbirn, Feldkirch, Triesen und

Bludenz gegeben und von altersher ist Hohenems der Mittelpunkt einer kleinen vorarlbergischen israelitischen Kolonie. Die abweichenden Bekenntnisse vermögen aber die Tatsache nicht zu erschüttern, dass Vorarlberg und Liechtenstein im allgemeinen kraftvoller katholischer Boden sind. Dieser Erscheinung entsprechend räumt das Volk der Geistlichkeit grossen Einfluss auf seine Lebensführung ein, die Pfarrer, die Freude und Leid mit ihm teilen, sind nicht nur seine kirchlichen Tröster, sondern auch seine Ratgeber in vielen Fragen und Angelegenheiten der Praxis des Daseins.

Der katholische Kult hat die Städte und Dörfer der beiden Ländchen mit grossen, stattlichen Gotteshäusern geschmückt, ja in der Erneuerung alter Kirchen und Kapellen ist gegen die Interessen der Kulturgeschichte und der Kunst sogar manches zu viel getan worden. Mit machtvollen ehernen Stimmen hallen die Glockengeläute durch die Täler, an Sonntagen entwickeln sich um die Kirchen stimmungsreiche Volksbilder, an den hohen Festtagen begegnen wir den malerischen Prozessionen, es wallen die alten und neuen Kirchenfahnen im Sonnenschein, entblössten Hauptes beugt sich das Volk vor den Mysterien der Religion und in manchen Tälern entfaltet sich dabei ein herzerfreuendes Trachtenleben mit der Zier goldschimmernder Mädchenkronen, so im Bregenzerwald, im Montafon und den beiden Walsertälern. Überall an Wegen und Stegen dahin stehen die altargeschmückten Kapellen, die Bildhäuschen, an deren Gitter fromme Hand sinnig einen Blumenstrauss gesteckt hat, die Feldkreuze, die Marterl, die mit schlichtem Bild und Spruch vom Hinscheiden eines Menschenkindes erzählen und den Wanderer um ein stilles Gebet für die abgerufene Seele bitten.

„Bedenke wohl, o lieber Christ,
Weisst nie, wie nah dein Ende ist!“

Marterl bei Bizau.

Auch auf den mit Kreuzen und Steinen, Blech- oder Glaskränzen geschmückten Friedhöfen lesen wir manches ernste Wort.

Ein tiefes religiöses Fühlen begleitet also das Tagwerk des Vorarlberger und Liechtensteiner Volkes, im übrigen aber hat es Natur und Geschichte der Landschaft dazu erzogen, dass es Tag und Leben eher mit nüchternem als mit romantischem Blicke misst. In hohem Mass eignen ihm geistige Beweglichkeit und leichtes Verständnis, namentlich ein anstelliges praktisches Geschick für alles Mechanische

und sichtbar Künstlerische. Darauf weist schon die grosse Zahl von Männern, die als Baumeister, Zimmerleute, Steinmetze, Stukkatoren in älterer und neuerer Zeit nach der Schweiz, dem Elsass, nach München, Wien und Pest ausgewandert sind, und dass es unter ihnen eigentliche Architekten- und Künstlerfamilien wie die Beer, Greussing, Moosbrugger und Bergmann gab. Von dem mechanischen Talent spricht beredt auch das unter die andern Einwohner zahlreich verstreute Völklein der „Paschler", jener Sonderlinge aus dem Volke der Alpen, die, abgetrennt von Wissenschaft und Kunst der grossen Welt, doch mit einem überraschend sichern Spürsinn und bewundernungswürdiger Beharrlichkeit nach irgend einem praktisch künstlerischen Ziele streben, z. B. auf eigene Faust Klavier- oder Globusbauer oder Heiligenbildermaler werden. Infolge der praktischen Veranlagung des Volkes gehen Betriebsamkeit und Fleiss durch alle Talschaften, stehen Erwerb und Besitz hoch in Wertschätzung, gilt Sparsamkeit als grundlegende Tugend für ein glückliches Familien- und Volksdasein. Und wenn trotz seiner vorzüglichen Eignung für eine grössere nationalökonomische Entfaltung der Wohlstand des Volkes in bescheidenen Grenzen geblieben ist, grosse Vermögen selten sind, so ist das eine Nachwirkung der schweren geschichtlichen Schicksale, welche Liechtenstein und Vorarlberg in eine Verarmung stürzten, aus der sie erst in neuerer Zeit wieder empor zu etwas materiellem Behagen gelangt sind.

Die wesentliche, altüberlieferte Grundlage des Volkshaushaltes ist die Land- und Alpwirtschaft, doch baut das Land mit den vielen Gebirgstälern, welche die Mühen des Getreidebaues nicht lohnen, nicht genug Brot für seine Bevölkerung. Bregenz ist deswegen von Jahrhunderten her der bekannte Stapelplatz für die Getreideeinfuhr der beiden Gebiete. Die gesegnetesten der vorarlbergisch-liechtensteinischen Gaue, das Rheintal und der Walgau voran, pflanzen vornehmlich Kartoffeln, Obst und Wein, doch seit der Erbauung der Arlbergbahn, welche die billigen Südtiroler Weine bringt, diesen in abnehmender Menge. Das Gebirge lebt vom Ertrag der prächtigen Alpengelände, über die dahin das Geläute grosser, stattlicher Viehherden erklingt. Die wohlgenährten Tiere sind der höchste Stolz des Gebirgsbauers, der Alpaufzug zu Beginn des Sommers, wo auch noch viel Vieh aus Tirol auf die vorarlbergischen Weiden geführt wird, bildet ein freundliches, fast festlich bewegtes Bild, der som-

tägliche Familienbesuch auf der Alp ist ein Hauptvolksvergnügen, ebenso der Abzug der Herden von der Alp, und der darauffolgende Besuch der Märkte, auf denen ein Teil des Viehes zur Befriedigung der Winterbedürfnisse zum Verkauf gelangt. Von allen Bergen grüssen die trefflich eingerichteten Sennhütten. Von ihnen hernieder steigt der Senne, auf der Kraxe den lichtgoldenen Käselaib oder den Stock würziger Alpenbutter oder die Last jener Handkäschen, die einen Leckerbissen des Bauerntisches bilden. Der Käsehändler gehört zu den bekanntesten Gestalten des Landes. Die grossen Laibe wandern, die meisten nach Wien oder Pest oder sonstwohin, auf den Weltmarkt.

Mit den Idyllen naturfrohen Hirtenlebens vermengen sich diejenigen aus Wald und Wildstrombett. Denn die Forste, die ein Gebiet von gegen tausend Quadratkilometer bedecken, sind ein natürlicher Reichtum der beiden Ländchen, die kräftigen, wetterharten Holzhauer und Flösser charakteristische Typen des Volkslebens. Indessen ist infolge der Industrieanlagen an den Flüssen, die ihr Hindernisse bereiten, und des Baues der Eisenbahnen, die den Transport rascher und sicherer besorgen, die Flösserei nicht mehr so wichtig wie früher. Verhältnismässig bedeutend aber ist noch die Jagd in den Wäldern und am Hochgebirge. Mit stolzerhobenem Geweih wandelt der Hirsch durch den Bergforst, vorsichtig äugend streifen die Rudel der Rehe durch die Lichtung, in die Ackerfurchen der Täler duckt sich der gemeine Feldhase, am Rand der Schneeregion treibt sich der Alpenhase herum, der im Winter weiss, im März grau und im Sommer dunkelbraun wird. Durchs Gefelse geht der scharfe Pfiff des Murmeltiers, an den Riffen der höhern Bergwelt stellt die Gemse ihre Wachen aus, da und dort haust in Erd- und Felshöhlen der Dachs, überall im Land treibt sich der Fuchs dahin. An jagdbaren Vögeln besitzt das Gebiet einen Reichtum von Auer- und Spielhahnen, in der Schneeregion das Steinhuhn und den König der Lüfte, den Adler, der in den Felsen des Rätikons und der Valülla horstet. So herrscht in der weiten, wildreichen Bergwelt Vorarlbergs und Liechtensteins noch die ungebrochene Jagdpoesie. Sie wird sowohl von einheimischen als von ausländischen Sportsfreunden gepflegt, an welche viele Reviere verpachtet sind. Da ist es unausweichlich, dass sich auch etwa Wilddiebtragödien ereignen. Ansehnlich wie die Jagd ist das Fischereiwesen. In den klaren

Bergbächen und Bergströmen schnellen die Forellen und werden der ausgezeichnete Leckerbissen der vorarlbergischen und liechtensteinischen Gasthäuser, in den Hochrhein steigt die Seeforelle, die „Rheinlanke“, zum Laichwerk, und die Bodenseefischerei wird von den Fischern von Hard und Fussach eifrig betrieben. So lehnt sich ein gut Stück Volksleben an den Naturbesitz der beiden Länder an.

Soweit die Bewohner dem Ertrag des Bodens verbunden sind, geht ihr Leben überaus einfach. In manchen Tälern herrscht, mit Ausnahme der Zufuhr von Mehl, fast vollständige bäuerliche Eigenwirtschaft, leben die Menschen von dem, was ihnen die Viehzucht gibt, wobei aber der Konsum von Fleisch die kleinste Rolle spielt, und vielfach sind auch die Kleider eigenes häusliches Erzeugnis. Das winterliche Surren des Spinnrades ist noch nicht aus der Sitte der Täler verschwunden und das Volk lebt nach dem Wort:

„Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Ist die schönste Bauerntracht.“

Hand in Hand mit dem Bauerntum gehen in Vorarlberg und Liechtenstein ein blühendes Gewerbe und eine grosse Industrie. Jenes beschäftigt sich namentlich mit den Bodenprodukten des Landes, es sticht den Torf der Rheinniederungen, brennt den Lehm des Seegestades zu Ziegeln, die geeigneten Steine zu Kalk und hat an die Flüsse von altersher die zahlreichen malerischen Sägemühlen gebaut, die mit ihren scharfen Eisen singend und klagend durchs Herz der Alpentanne fahren. Allmählich ist aus dem Sägemühlengewerbe und der althergebrachten Kübel- und Schindelnfabrikation eine beträchtliche Holzindustrie emporgewachsen, die Rot- und Weisstannen, Lärchen und Birken zu Gebrauchsgegenständen und Parkett verarbeitet, Planken für Hausbau und Bodenseeschiffe liefert, ja sogar einen Export mit zusammenlegbaren, koketten Holzhäusern treibt.

Die Grossfabrikation ist so bedeutend, dass sie namentlich Vorarlberg den Ruf eines ausserordentlich industrietätigen Ländchens eingetragen hat. Sie beschäftigt sich vornehmlich mit der Veredlung der Baumwolle, in ihrem Dienste stehen zahlreiche Spinnereien, welche die Wasserkräfte der in die Rheinebene hervorströmenden Flüsse ausnützen und sich an der Ill von Schaan bis an das Montafon hinauf aneinander reihen. Zahlreiche Webereien nehmen den Spinnereien den zubereiteten Rohstoff aus den Händen und ver-

weben und glätten das gesponnene Garn, oft mit Wolle oder Seide untermischt, zu den mannigfaltigsten Geweben, wie sie eben der Gang des Weltmarkts bedarf; die Bleichereien und Tücherfärbereien ergänzen die Arbeit dieser Fabriken, jene geben dem Baumwollzeug das Leuchten des Schnees und die gefällige Appretur, diese das feurige Rot oder die bunten Muster, wie sie bei den östlichen Völkern, den Hauptabnehmern der vorarlbergisch-liechtensteinischen Industrie, beliebt sind.

Die erste Begründung und Befruchtung dieser grossen Fabrikation ging von der Schweiz aus. Ihr Gedeihen wurde namentlich durch den Umstand begünstigt, dass die beiden Gebiete als Zollglieder der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Ländern des Kaiserstaates selber ein aufnahmefähiges, weites Absatzgebiet besitzen. Dadurch hat sich denn nach und nach die Industrie Vorarlbergs und Liechtensteins zum grossen Teil von dem Tochterverhältnis, das sie mit der schweizerischen verband, frei gemacht und zur Selbständigkeit entwickelt.

Am stärksten hängen die Länder noch durch die Stickerei, deren geschäftliche Sammellinse die Stadt St. Gallen ist, mit der schweizerischen Industrie zusammen, doch drängt auch diese nach unabhängiger Entwicklung. Die Stickerei feinster Baumwollgewebe beschäftigt viele tausende fleissiger Hände, namentlich in den Ortschaften der Ebene, in Lustenau, Götzis, Höchst und Fussach, Hohenems, Wolfurt und Dornbirn, wo eine k. k. Fachschule dafür besteht, sie steigt aber auch in die Bergtäler, so in den Bregenzerwald und bis in die höchstgelegenen Wohnungen des Pfänders und Sulzbergs. Vor Jahrzehnten war sie noch eine reine Handindustrie der Frauen und Mädchen, die im Schatten der Obstbäume am Sticktamburin sassen und die Nadel emsig laufen liessen. Durch die Erfindung von Maschinen, welche der menschlichen Hand die Arbeit abnehmen und sie vervielfältigen, ist sie aber eine mechanische Fabrikationsart geworden, in deren Dienst nun auch viele Männer getreten sind, während dem weiblichen Geschlecht, der Mädchenjugend namentlich, die Arbeit des Einfädelns der Nadeln geblieben ist. Die Stickereiindustrie hat den Nachteil, dass ihr Absatz je nach den herrschenden Damenmoden ausserordentlich schwankt, oft alle verfügbaren Hände in fieberhafte Tätigkeit ruft, ebenso oft sie aus Mangel an Aufträgen zu feiern zwingt, dafür

aber den grossen Vorteil, dass sie wie keine andere Industrie ihre Arbeiter und Arbeiterinnen zu einem gewissen künstlerischen Sinne und grosser Säuberlichkeit erzieht.

An die Industrie schliessen sich vielfältige kleinere Fabrikationszweige: Maschinenfabriken und Werkstätten, Etablissemente für die Herstellung von Chemikalien, Muffen, Nahrungsmitteln und andern Produkten. Namentlich hoffnungsreich entwickelt sich an den Wassergefällen der beiden Länder die Elektrotechnik; nicht nur die Städte, sondern auch eine wachsende Zahl von Dörfern besitzen Anlagen für die elektrische Beleuchtung, und grosse Projekte, um weiten Landesgegenden elektrische Arbeitskraft zuzuführen, beschäftigen sich mit der Ausnützung der Kräfte der Bregenzerach.

Der regen industriellen und gewerblichen Tätigkeit entspricht der lebhafte Verkehr auf den Schienensträngen des Landes Arlberg-Bludenz-Feldkirch-Bregenz, Feldkirch-Buchs, Bregenz-St. Margreten, Dornbirn-Lustenau, der Bregenzerwald- und Montafonerbahn. Mit berechtigtem Stolze blickt Liechtenstein auf sein Netz vorzüglicher Bergstrassen, und Jahr um Jahr ersetzt Vorarlberg grosse Strecken zum Teil für den Fuhrverkehr noch mühsamer Tal- und Bergwege durch wohlplanierte Strassen moderner Ingenieurkunst. In den Städten Bregenz, Dornbirn, Feldkirch und Bludenz entfalten sich Handel und Markt; ausser den Städten haben aber auch viele Flecken und Dörfer ihre grossen herbstlichen Viehmärkte, auf denen Händler aus allen Nachbarländern erscheinen und sich die beste Gelegenheit bietet, einen Blick in das vielgestaltige Volkstum und das gebirglerische Trachtenleben zu werfen.

Eine glückliche Übereinstimmung der landwirtschaftlichen und industriellen Bestrebungen unterstützt die Volkswohlfahrt. Trotz der ausgedehnten Alpwirtschaft und der entwickelten Industrie aber, die da und dort bereits genötigt ist, fremde Arbeitskräfte, vor allem Italienerinnen, in ihren Dienst zu ziehen, hat sich in den Gebirgstälern der beiden Länder der eigenartige Brauch der temporären Auswanderung ansehnlicher Bevölkerungsteile erhalten. Namentlich das Montafon und der Bregenzerwald sind an dieser Auswanderung beteiligt, sie umfasst die Berufsgruppe der Bauarbeiter: Maurer, Gipser, Stukkatoren, Bildhauer. Sie wandern über die sommerliche Bauzeit nach der Schweiz, Frankreich, dem Elsass, auch nach München, Wien oder Pest und geniessen überall den Ruf hervor-

ragend geschickter und zuverlässiger Handwerker. Während ihrer Abwesenheit besorgen die Frauen und Kinder im Heimattal die Alpwirtschaft, ein doppeltes Einkommen fliesst zusammen, weshalb gerade in den Auswandererdörfern der Wohlstand ansehnlich ist. Eine Spezialität unter den Wanderhandwerkern bilden die Krautschneider aus dem Montafon.

Auf mannigfaltigstem Weg also erwirbt das Völklein von Vorarlberg und Liechtenstein mit bemerkenswerter praktischer Begabung für jeden Tag des Jahres sein Stück Brot, aber auch die Schwingen höherer Geisteskultur haben die beiden Ländchen berührt. Es sind aus ihrer Bevölkerung eine stattliche Reihe trefflicher Architekten, Künstler und Künstlerinnen von Ruf hervorgegangen, auch auf dem Gebiete der Literatur haben sie ein paar gute Namen gestellt, und im Felde der Wissenschaft besonders Geschichtsforscher besessen, die heimatkundlich tätig waren. Die Landschaften durchwandernd, werden wir von den einzelnen Namen sprechen.

In bezug auf das Volksschulwesen steht Vorarlberg an der Spitze der österreichischen Kronländer und weist unter allen am wenigsten Analphabeten auf. Zweihundert Schulen, darunter Bürgerschulen in Bregenz und Bludenz, besorgen den Volksunterricht. Der Landtag richtet an die angestellten Lehrpersonen den vierten Teil des Gehaltes aus, die übrigen dreiviertel fallen zu Lasten der Gemeinden. Die der Volksschule Entwachsenen besuchen noch einige Zeit die staatlich unterstützten Sonntagsschulen oder eine der dreizehn über das Land verbreiteten gewerblichen Fortbildungsschulen. Dem Mittelschulunterricht dienen vier Gymnasien, eine Oberrealschule in Dornbirn, dem Fachunterricht die k. k. Fachschule für Maschinenstickerei in Dornbirn und die staatlich unterstützte Käsereischule in Doren.

Im ganzen ist es ein sehr ansprechendes Volksbild, das die beiden Länder gewähren. Der Wanderer erhält von der Bevölkerung überall den Eindruck der Arbeitsamkeit, entwickelter natürlicher Intelligenz, der Zufriedenheit mit den Lebenslosen und schlichten Glücks, wohltuend berühren ihn, wo immer er seines Weges gehe, der frohe Gruss, die ungesuchte Freundlichkeit der Bewohner, die leicht für ein verständiges Gespräch zu gewinnen sind, die sprichwörtliche alemannische Reinlichkeit, der Sinn für einfache Zier und

schlichtes Behagen. Die Wohnstätten sind sauber und fein, Tisch und Fussboden blank gescheuert, die von Blumen umrankten, von blühweissen Vorhängen umgebenen Fenster spiegelhell, auf Schränken und Bänken kein Stäubchen.

Wegen dieses erfreulichen Volkslebens, das in Harmonie mit den reichen Naturbildern der Täler und Berglandschaften steht, eignen sich Vorarlberg und Liechtenstein in hervorragender Weise als Touristenland. Freundliches Sommerleben entfaltet sich je länger desto hübscher und reicher in den Tälern und auf den Bergen. Bregenz, Dornbirn, Feldkirch, Bludenz, Vaduz sind beliebte Standquartiere für mancherlei Wanderungen geworden. Am Pfänder, im vordern und hintern Bregenzerwald, auf den Alpen von Hittisau und im Kleinen Walsertal, an den vorarlbergischen Höhen, welche die Rheinebene begleiten, in Vaduz und am Triesnerberg, in der Romantik der Illnebentäler, vor allem auch im Montafon und bis nach Stuben über dem Tunnel des Arlbergs liegen die lieblichen Sommerfrischen, die einen erst im Aufspriessen, die andern in voller Entfaltung. Nicht wenige sind zugleich belebte Bergsteigquartiere.

Internationale Hotels mit mehreren hundert Betten, mit dem ganzen Apparat eines Betriebes, der das äusserste Luxusbedürfnis einer Grossweltklientel befriedigen will, gibt es zwar in keinem der beiden Länder, Hotels überhaupt nur in den Städten. Überall aber an den Verkehrsstrassen dahin blüht das altehrenfeste Landgasthofwesen, das die Ansprüche der aus dem Lärm der Städte erlösten Feriengäste und Bergwanderer mit herzlicher Zuvorkommenheit erfüllt, da und dort auf Bergterrassen und Aussichtswarten erheben sich Pensionen modernen Stils, und wenn es in entlegenen Tälern noch etwa Unterkunftsstätten gibt, in denen der Tourist bescheiden vorlieb nehmen muss, so bedient man ihn doch mit Forellen, einem lichten Zimmer und einem guten Lager.

Im Dienst des Sommerfrische- und Touristenwesens entfaltet der „Verband für Fremdenverkehr in Vorarlberg und Liechtenstein“ eine rege allgemeine Tätigkeit. Sie wird fast in allen Ortschaften, die für den Fremdenverkehr in Betracht kommen, unterstützt durch die örtlichen Verschönerungsvereine, die für gute Weganlagen und Ruheplätze sorgen. Sehr viel hat für Vorarlberg und Liechtenstein der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein getan. Die Wegmarkierungen nach allen nur einigermassen besuchenswerten Punkten

sind sorgfältig durchgeführt, und im Hochgebirge stehen die von einzelnen Sektionen errichteten Schutzhütten, welche die Liebe und den Stolz ihrer Gründer bilden und in den Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnissen musterhaft gehalten sind.

Bahn-, Post- und Stellwagen winken; für leichte Verkehrsgelegenheiten ist, soweit Strassen gehen, sommersüber trefflich gesorgt. Und das weitere gibt froher Fussmarsch durch die helle, hohe Alpenwelt, ein offenes Auge für alles Schöne an Weg und Steg!



# Bregenz, die Seelandschaft und der Pfänder.

DIE wonnigste Art, in die vorarlbergischen, liechtensteinischen Lande zu gelangen, ist an blauem Sommertag die Fahrt über den Bodensee, auf dem uns die Berge ihre lichten Grüsse weithin entgegensenden, namentlich schön die Einfahrt von Lindau her in die Bucht, in den Hafen von Bregenz.

Schon aus der Ferne erspähen wir die weiss und mollig an den Pfänder hingeschmiegte Stadt, die vor dem nahenden Dampfer in die Breite und in die Höhe zu wachsen scheint. Da rauscht das Boot in den Hafen, der mit technisch interessanten Dockanlagen verbunden, gross genug ist, auch Trajektschiffen den Eintritt zu gewähren. Oesterreich empfängt uns an einer seiner lieblichsten Stätten. Ein grünumschatteter Promenadeweg führt uns vom Hafen zum Bahnhof der Stadt. Zwischen den beiden Verkehrspunkten weist uns Bregenz gleich seine stolzesten Bauten, die k. k. Post und das 1904 erbaute k. k. Regierungsgebäude in stilvoller Renaissance. Die Fassade gegen die Stadt gewendet, ist mit ihm das reiche Vorarlberger Landesmuseum zusammengebaut.



Brandung am Leuchtturm.

Wie rege ist zu gewissen Tagesstunden am Bahnhof das Leben! Züge, die aus Bayern heranbrausen, begegnen sich mit denen, die über die Rheinebene aus der Schweiz eintreffen, und beide tauschen ihr internationales Reisevolk mit dem zur Abfahrt bereitstehenden grossen Arlbergzug. Und das Schmalspurbähnchen aus

dem Bregenzerwald bringt uns die ersten malerischen Bilder vorarlbergischen Trachtenlebens.

Namentlich schön ist die Seesicht in den städtischen Anlagen jenseits der Eisenbahn, die den Gondelhafen umrahmen. Sie sind der von Blumenbeeten funkelnde, sommerliche Korso von Bregenz mit Baumschatten und Wasserkühle, mit dem eleganten Leben jener Menschen, die sehen und gesehen werden wollen. Vor uns blaut die von reizvollen Uferlinien umspielte Bregenzerbucht, die sich im Sichelbogen zwischen die untersten Vorstufen des Pfänders und das flache, grüne Rheinmündungsland hineindehnt. Von Lindau, das uns gegenüber schwanenhaft aus der Flut taucht, scheinbar abgeschlossen hat die Bucht unter allen Bodenseelandschaften eine Stimmung, eine Seele für sich, sie hat auch ihre besondern natürlichen Erscheinungen, darunter den Bregenzer Fallwind, eine örtliche Luftströmung, die, von den nahen Bergen heruntersteigend, manchmal das weisse Wellenleuchten erzeugt, während der übrige Bodensee glatt wie eine Stahlplatte liegt.

Die Stadt selber ist auch stimmungsvoll. Durch die alten unregelmässigen Strassen weht ein Hauch jener langen Geschichte, die über die verkehrswichtige Stätte gegangen ist.

Ein Denkmal aus schwerer Zeit bildet die Seekapelle, die an die Appenzeller Wirren erinnert. Sie ist das Denkmal eines Sieges, den die Ritter vom schwäbischen St. Georgsschild am 13. Januar 1408 über die Appenzeller errangen, die damals die Stadt belagerten. Eine Inschrift im Innern der Kirche und die in Nischen stehenden Statuen St. Michaels und St. Georgs, der beiden grossen Drachentöter, erinnern daran. Seit jenen bewegten Tagen hat Bregenz auch eine volkstümliche weltliche Schutzheilige, Guta, die auf ihren Wanderfahrten in einem Gasthaus den Anschlag der Appenzeller gegen die Stadt belauschte, durch Sturm und Schnee heimeilte und den Bürgern die Gefahr verriet. Die Volkssitte ehrt ihr Andenken bis in unsere Tage dadurch, dass der Nachtwächter von Martini bis zur Lichtmess beim Stundenschlag „Ehr' Guta“ durch die Strassen der Stadt ruft.

Ein prächtiges kulturgeschichtliches Arsenal der Vergangenheit von Bregenz und des Kronlandes Vorarlberg überhaupt ist das schon erwähnte vorarlbergische Landesmuseum, für das jüngst



Abend am See.

ein der Bedeutung der Sammlung entsprechendes schönes Heim mit stimmungsvollen, ihrem Zweck vortrefflich angepassten Räumen geschaffen worden ist. Seit 1858 wurden seine Reichtümer, Altertums- und Kunstobjekte zusammengetragen, zuerst durch Kreishauptmann von Froschauer und Dr. Samuel Jenny, und stets erfahren sie noch Zuwachs. Das Museum ist namentlich reich an Funden aus der römischen Zeit der Stadt, die bei Grabungen am Ölrain, wo sich jetzt die evangelische Kirche erhebt, und in der Oberstadt gemacht worden sind, an Münzen von Gold, Silber und Bronze, an Tonlampen, Fibeln und andern Anticaglien, an Eisengeräten und Inschriftsteinen mit figuralem Schmuck. Ebenso bedeutend ist die mittelalterliche Sammlung schrecklicher Folterwerkzeuge, meist von der Frohnveste Bregenz, dazu die Waffenausstellung mit den Zeugen der Kriegskunst von der römischen bis in die Franzosenzeit. Weiterhin grüsst uns die Kunst und das Kunsthandwerk Vorarlbergs. Neben Täfelungen, Möbel und Schnitzwerk fesseln die verblassten Seidenbilder alter Kriegsfahnen, Wappen und Zunftschilder, sowie die Porträts manches um sein Land verdienten Vorarlbergers, und entfaltet die religiöse Kunst die Pracht alter Altäre und Altarflügel. Kurz, das Museum ist eine Art Ehrenhalle des Landes, welche die liebevolle Aufmerksamkeit des Fremden wie des Einheimischen verdient.

Das Tagesleben von Bregenz bewegt sich in der Unterstadt. Da spielen sich Handel und Markt ab, da winken die gastlichen Stätten in überredender Zahl, gibt die Regimentsmusik ihre Promenadenkonzerte und lockt, wenn das Wetter nicht zu schön ist, ein Konzertsaal, im Winter ein kleines Theater. In der Oberstadt aber, um den St. Martinsturm her, dessen Kuppel als Wahrzeichen von Bregenz weit über Bodensee und Rheintal blinkt, ist es still und verträumt wie in weltferner Dichterklause. In dem grünen Winkel des „Töbele“ am Fuss der Oberstadt sann und spann Robert Byr, der vorher als Rittmeister in österreichischen Diensten gestanden und in Italien gekämpft hatte, an seinen ziemlich zahl- und umfangreichen Romanen, unter denen „Anno neun und dreizehn“ für Vorarlberg den Wert eines geschichtlichen Heimatbildes aus der Franzosenzeit besitzt. Auch Alfred Meissner, der schwungvolle Lyriker, hat bis zu seinem Tod in Bregenz gewohnt.

Ehe wir in die Ruhe der Oberstadt steigen, schwenken wir vom Töbele rechtshin zu der dem hl. Gallus gewidmeten Pfarrkirche, deren Turm aus Quadersteinen das hohe Alter des Baues verrät. Das hübsch von einem Hügel auf die Stadt herniederschauende Gotteshaus enthält einen herrlichen, mit getriebenen Silbertafeln ausgestatteten Hochaltar vom Jahr 1472, schöngeschnitzte Chorstühle und wertvolle Altarbilder aus der untergegangenen Klosterkirche von Mehrerau. Unter den Grabdenkmälern grosser Kriegsleute fesselt rechts an der Kanzelstiege der Marmorstein des 1682 verstorbenen vorarlbergischen Feldhauptmanns Kaspar Schoch durch die urwüchsige derbe Inschrift, die der tapfere Haudegen sich aus eigener Dichtung darauf setzen liess. Hinter der Kirche liegt stimmungsvoll das 1636 gegründete Kapuzinerkloster.


Bregenz, Martinsturm.

Doch wenden wir uns nun in die obere, von mächtigen Baumkronen umrauschte alte Stadt, den vergessenen



Bregenz, Oberstadt.

ehemaligen Kern von Bregenz, von dem Markt- und Handelstreiben an den See herniedergestiegen sind. Einst war es hier oben lebendiger. Die Turniere der Grafen von Bregenz und derer von Montfort boten ihre glänzenden, die Marterkammern der Fronfeste ihre schrecklichen Bilder. Jetzt stehen der wie für eine Ewigkeit gebaute Martinsturm und in seiner Nähe ein gewaltiges Tor noch da. Die Mauern des Tors sind von irgend einem Schalksnarren mit allerlei Lebenssprüchen bemalt und mit Tierfiguren etwas abenteuerlich geschmückt worden, auf der Aussenseite befindet sich auch die Kopie eines im Museum aufgestellten römischen Bildwerks, ein Relief der Pferdeschützerin Epona, die den freischweifenden Tieren Futter verteilt.

Im nahen Martinsturm befindet sich im Untergeschoss eine uralte Kapelle mit Fresken, z. B. einem Bild der hl. Kummernuss und ihres Geigers und mit dem Grabdenkmal Wilhelm II. von Montfort. Es stammt aus dem Jahr 1362 und stellt einen geharnischten Ritter dar, der mit zurückgeschlagenem Helm vor einem Kruzifix kniet. Darunter steht der Vers:

„Mich Graff Wilhelm von Montfort
Behüte Gott hier und dort!“

Gross klingt der Name der Montfort, die vom 11. bis Ende des 15. Jahrhunderts die mächtigen Schützer der Stadt Bregenz

waren, wegen ihrer vielen Kirchen- und Klöstergründungen durch die Kulturgeschichte Vorarlbergs und des Bodensees; das Geschlecht selber ist aber 1786 mit einem letzten ärmlichen Sprossen erloschen.

Ergreifend schön ist die Aussicht im obersten Stockwerk des Martinsturms, wo ein Wächter residiert. Jedes Fenster gewährt ein grossartiges Landschaftsgemälde. Überwältigend wirkt der Abend. Über dem grünen Sammet des Reintales flammt das Licht auf den Felsenzinnen der Schweizerberge, wie ein Feuer loht der Säntis, in goldenem Rauch verklärt liegt der See, Sonnenuntergangsspiele von unvergleichlicher Pracht und Farbenglut entwickeln sich über den metallen und purpurn aufleuchtenden Wassern, ein Haupt voll Blut sinkt die Sonne im lichten Westen hinter rosigen Wolkenburgen hinab, ihre letzten verglühenden Strahlen spielen um den Gipfel des Pfänder.

Bregenz, das entdecken wir bei dieser Ausschau, hat von allen Städten am Bodensee die schönste Lage, am meisten Gebirge, am meisten Wald. Wie locken uns Gebhardskirchlein und Pfänder! Aber da man beim Wandern wohl tut, das Gesetz der Steigerung der Eindrücke zu beobachten, bleiben wir eine Weile hübsch am Fuss der Berge. Wir sind's dem Bodensee schuldig. Bei der Schwimmbadeanstalt und der Infanteriekaserne der Stadt geht ein klassisch schöner Spaziergang am Ufer und von den Fundamenten des Pfänders dahin durch die Bregenzer Klause gegen das aus dem See herüberleuchtende Lindau. Die Klause, die schmale Stelle, die nur Strasse und Bahn Raum gewährt, war früher durch je dreimal zwei Tore, die von Erdwällen geschützt wurden, verschliessbar, doch wurden Tore und Werke als der neuern Kriegskunst nicht gewachsen, im 19. Jahrhundert abgetragen. Jenseits der Klause, an der aus dem idyllischen Hörbranzertal hervoreilenden Leiblach ruht lieblich am Seegestade Lochau, das Grenzdorf, in dem sich Bregenzer und Lindauer Naturfreunde angesichts der Wellen und Weiten des Sees, der herüberlachenden Schweiz und der mit Einsamkeitsstimmung gesättigten Rheinmündungsebene Stelldichein geben.

Auch die Ebene hat ihre hübschen Ziele, zunächst die Riedenburg dicht vor den Toren der Stadt, ein Erziehungsinstitut für vornehme katholische Töchter, auf sanft ansteigendem, freiliegendem Hügel. Sie gewährt eine herrliche Rundschau und blickt namentlich hübsch

auf die alte Bregenzerachbrücke bei Rieden nieder. In fried licher Stille am See lockt das ehemalige Kloster Mehrerau, dessen frühere Kirche und Klostergebäude freilich unter der bayrischen Regierung niedergerissen und zum Bau des Hafens von Lindau verwendet worden sind. Jetzt bedeutend verschönt und erweitert ist Mehrerau von Zisterziensern besiedelt, die darin ein Untergymnasium und eine Handelsschule unterhalten.

An der Mündung der Bregenzerach schaut das industrielle Dorf Hard weit über den Bodensee. In der Bucht schwimmen die aus dem Bregenzerwald geflössten Stämme der Hochlandstannen. Ein grosses Sägewerk verarbeitet sie. Was wird aus den Brettern? Aus diesen vielleicht eine Wiege, aus jenen vielleicht ein Sarg. Bis an den alten Rheinlauf und an den Fuss der Schweizerberge dehnt sich die vorarlbergische Ebene. Aus ihren flachen Wäldern ragen die Kirchturmspitzen der Dörfer Fussach, Gaissau und Höchst, die durch den neuen, an der Krone der Böschung 260 Meter breiten Rheinkanal auf das linke Ufer des Stromes geschoben worden sind. Auf 7,5 Kilometer kürzerem Lauf und 8 Kilometer östlicher als früher mündet er in den See und trübt mit seinem Gewelle weithin die klare Flut.

Die Naturforscher lieben die stille Landschaft, an deren Strand die Wellen wie gefrässige Raubtiere nagen und oft prachtvolle Brandungsbilder erzeugen. Aus den blauen Weihern am Rheinspitz steigt in goldener Schönheit die Seerose, in der Heimlichkeit des Schilfes baut das Seegevögel seine Nester, wenn aber der Herbstnebel über die Ebene streicht, dann piff, paff! Statt des lauschenden Naturfreundes geht der Jäger durchs Gefild.

Wir aber wollen nun auf die Höhen steigen!

Bei der Pfarrkirche schwenkt die Strasse aus der Stadt gegen den Gebhardsberg. In weniger denn einem Stündchen erreichen wir ihn an der alabasterweissen Villa Raczynski, dem Kloster und Mädchenpensionat Marienberg und hübschen Landhäusern vorbei durch frischen schattigen Wald. Der Berg ist eine kühne Vorstufe des Pfänders, ein Nagelfluhstock, der mit senkrechter Felswand zweihundert Meter hoch aus der Rheinebene steigt. Stimmungsreich mutet schon der Zutritt durch ein altes romantisches Tor an, entzückender noch ist der Aufenthalt auf der Bergterrasse, die mit dem Wallfahrtskirchlein St. Gebhards, des Bischofs von Konstanz, ge-


Gebhardsberg.

krönt ist. Wenn die Legende recht hat, dann wurde Gebhard, dessen Geburt das Altargemälde schildert, als Graf von Bregenz auf dem Berg selbst geboren. Ihm zu Ehren wallt Ende August das Landvolk nach dem weit in die Lande schauenden Kirchlein. Unter der Kapelle liegen in grüner Wildnis malerisch verwittert die Trümmer des Schlosses der Grafen von Bregenz und Montfort, von dem auch das Museum in Bregenz einige Überbleibsel bewahrt. Nach alten Bildern und Beschreibungen ist es eine der herrlichsten Burgen in der Umgebung des Bodensees gewesen. Unter Hugo von Montfort-Bregenz blühte um das Jahr 1400 auf der Burg der Minnegesang. Der Ritter dichtete im Sattel, in Wald und Au, auf seiner Pilgerfahrt ins heilige Land und besang mit Frische und Natürlichkeit seine Liebe zu seiner schönen Gemahlin „Ment", Clementia von Toggenburg, die er aber nach kurzer Ehe durch den Tod verlor:

„Von sölcher iugent
Hân ich nicht viel gehöret,
Ir sterben hat mir des muts vil zerstöret".

Eine wohlerhaltene Abschrift des Liederbuches, in dem der Ritter die Züchtigkeit und das bescheidene und friedfertige Gemüt seines Weibes preist, liegt auf der Universitätsbibliothek von Heidelberg.

Als die Schweden im Januar 1647, von Lindau herkommend, in Vorarlberg eindrangen und Bregenz plünderten, da fiel auch die schwach verteidigte Burg auf dem Gebhardsberg in ihre Gewalt, und ehe sie im März dieses Jahres wieder abzogen, liess General Wrangel, der unterdessen Lindau vergeblich belagert hatte, die Burg durch fünf Minen sprengen. Später siedelten sich in den Ruinen Einsiedler an, entstanden das Wallfahrtskirchlein und das über dem Abgrund schwebende Messnerhaus, in dem jetzt eine Wirtschaft betrieben wird. Der über den Abgrund hinausgebaute Balkon ist ein hochromantischer Punkt. Frei schweift der Blick über Bregenz hinaus auf den in zarten Farbentönen spielenden See bis zum

Münster von Konstanz, das mit den Bergen des Hegaus aus blauer Ferne taucht, hinüber zu den dörferbesäten Appenzeller Bergen oder zur Wallfahrtskirche Maria Bildstein auf schmucker Höhe des vorarlbergischen Bergrandes. Vor allem fesselt der jähe Blick auf die Rheinebene. Unmittelbar am Fusse des St. Gebhardsberges liegt St. Gallenstein, aus dessen ehemaliger Kapelle ein verstümmeltes Steinbild des hl. Gallus bei dem Landsitz Babenwohl am Wege zur Stadt steht. Südlicher sonnt sich die ehemalige Klosterstätte Kennelbach, jetzt ein von reichem Grün umwogter Industrieort an der aus ihrer Bergschlucht in die Rheinebene strömenden Bregenzerach. Jenseits des Flusses am Fuss des Steussberges erschimmern das alte Wolfurt und etwas in die Rheinebene vorgeschoben inmitten fruchtbarer Felder und üppiger Obstwäldchen das liebliche Lauterach, an den Quellen des krystallhellen Baches gleichen Namens.

Vom Gebhardsberg kann man entweder zu der neuen hochromantischen Strasse absteigen, die von Bregenz nach Langen an der Bregenzerwaldbahn und weiter zur bayrischen Grenze bei Neuhaus führt oder auf lauschigem Waldpfad und an Nagelfluhhöhlen vorbei unmittelbar zu dem Bergdörfchen Fluh emporwandern, das am Weg von Bregenz auf den Pfänder liegt. Der Pfad, der von der Stadt auf die berühmte Aussichtswarte führt, geht mit wachsender Aussicht an der Schiessstätte Berg Isel vorbei waldschattig nach Fluh. Das Bergdörfchen ist eine überraschende, von Sommergästen belebte Idylle auf sonniger Hochterrasse über der jähen und tiefen Waldschlucht der Bregenzerach. Es schaut auf wilde frischgrüne Pracht, auf das von Schluchten zerrissene, mit weissen Wohnstätten gesprenkelte Land bis zu den Felsbergen des hintern Bregenzerwaldes.

Das Dörfchen Fluh scheidet den Weg von Bregenz auf den Pfänder in zweimal dreiviertel Stunden. Jede Wendung der Strasse höher hinan hat ihre eigenartige Aussicht, hier auf die in der Senkrechten liegenden roten Turmdächer von Bregenz, dort auf das schwanenweiss aus blauer Flut tauchende Lindau und auf die erglänzenden schweizerischen Hafenpunkte. Am Gipfel liegen zwei Berggasthöfe, der eine in einer Einsattelung, der andere am Hang. Darüber ragt die 1064 Meter hohe Nagelfluhkuppe, und um sie klettern die letzten, wetterzerzausten Waldbäume.

Frei holt die Seele in dem reichen Licht, das die Warte umspielt, die Bilder der weiten Gotteswelt ein. Der Gegensatz zwischen



Altes Schloss in Bregenz.

See und Bergen ist wundervoll. Auf dem Opal und Ultramarin des Bodensees, das sich bei Konstanz in dem Duft der Ferne verliert, bemerken wir die kreuzenden Dampfboote, aber sie scheinen nicht grösser als über den Spiegel dahinlaufende Käfer. An den vorarlbergischen, schweizerischen und deutschen Gestaden leuchten hundert Dörfer auf, die sich gegen Norden erst in den Gefilden Oberschwabens verlieren, ergreifender aber ist doch der Blick auf die grünen und weissen Spitzen, die sich wie eine herandrängende Heldenschar um den Hintergrund des smaragdgrünen Rheintales sammeln. Sie leuchten namentlich auch aus dem Bregenzerwald, der als ein mit Dörfern besterntes, auf- und niederwogendes Relief von herzgewinnendem Reiz erscheint. Jede Tagesstunde hat auf dem Pfänder ihre besondere Schönheit. Entzückt der Morgen durch die feine Umriss- und Schattenbildung, so giesst dafür der Abend Gold und Gloria über See und Berge und vom Morgen zum Abend wandeln die Aussichtsspiele wechselvoll. Kein Wunder, dass, wenn die Sonne über die Berge scheint, Ausflüglergesellschaften die Menge den Pfänder besuchen und dem Plan einer auf die Schönheitswarte zu erbauenden Bergbahn rasche Erfüllung winkt.

Uns aber hat sich auf dem Pfänder der Bregenzerwald in Kopf und Herz geschmeichelt.



Segelpartie.

# Der vordere Bregenzerwald.

BIS zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts führte keine Strasse in den Bregenzerwald. Mühsam ging der Verkehr auf Saumpfaden, welche in die jähen Schluchten des zerrissenen Berglandes hinab und auf die Hochterrassen hinauf stiegen. Erst 1786 kam der erste mit Eisen beschlagene Wagen in die Dörfer des Berglandes, aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte das wald-, wiesen- und alpenreiche Tal, in dem sich die Quellen der Ach sammeln, bereits einen lebhaften Frachtenverkehr. Die Wälder — so nennen sich die Bewohner des Bregenzerwaldes — führten ihre Käse und Butterlasten nicht nur nach Bregenz, um sie gegen das unentbehrliche Getreide zu tauschen, sondern in Fernen, die heute in der Erinnerung an die mühselige Art des Reisens unser Staunen erregen. Mailand, Venedig, Triest, Wien, Prag, Pest lagen den Händlern aus dem Walde nicht zu weit ab. Deswegen gehörten sie zu den volkstümlichsten Gestalten ihrer Heimat, so Peter Bilgeri von Andelsbuch, der als stattlichster Mann seines Tales noch im Gedenken des Volkes steht.

Diese Erinnerungen werden wach, wenn wir uns rüsten, in das nun der Eisenbahn erschlossene Gelände zu ziehen. Die Lokomotive hat die Bedeutung der beiden Strassen, die in den Bregenzerwald führen, nicht ganz vernichten können. Sie sind stets noch prächtige Touristenwege für Leute, die sich die Zeit zu einer Fusswanderung oder einer Postfahrt gönnen.

Der Ausgangspunkt der einen Strasse, der ältern, ist die Staatsbahnstation Schwarzach. Das Dorf liegt mit hochgiebeligen Häusern südlich von Kennelbach und Wolfurt, auf die wir vom Gebhardsberg niedergeblickt haben, am Rand der Rheinebene in obstgesegneter kleiner Bucht des Gebirges. Von ihm aus besuchen die Sommerwanderer Vorarlbergs auch die Wallfahrtskapelle Maria-Bildstein.

Eine Aussichtswarte, wie das St. Gebhardskirchlein, blickt das doppelt getürmte Pilgergotteshaus Maria-Bildstein über den Rhein ins Schweizergebirge. Es sagt uns von selbst, dass es auch ein überaus dankbares Ziel für Menschenkinder ist, die keine Pilger sind. Der Fussweg von Schwarzach führt an Stationenbildern vorbei, in einem halben Stündchen nach dem Bad Ingrüne am Waldrand, einer Eisenquelle, die von Rheumatikern und Nervenleidenden aufgesucht wird. Eine Viertelstunde noch durch Wald, da erhebt sich die Wallfahrtskirche bei einem weithin zerstreuten Dörfchen auf einer Terrasse des Steussberges. Wie der Name andeutet, war zuerst nur ein Bild auf einem Stein der Gegenstand frommer Verehrung. Als aber zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wie die Erzählung geht, die Muttergottes im Nebel eines Herbstmorgens zwei Knaben erschien, wurde eine Kapelle gebaut. Sie erweiterte sich bald zu einem schönen Gotteshaus, zu dem gewaltige Pilgerscharen, im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts gegen vierzigtausend Menschen im Jahr wallfahrteten. Von der Menge der Votivtafeln, die sie an die Wände hefteten, sind viele wieder verschwunden, andere erzählen noch heute von Leid und Drangsal des Lebens, die lange Zeit daher.

Die Kirche, die vor einem Vierteljahrhundert stark erneuert wurde, enthält mancherlei Kunstwerk: prachtvoll in Holz geschnitzte Türen und Beichtstühle, herrliches Täfelwerk an der Decke des Langschiffes, den silbergetriebenen Stammbaum Christi an der Türe des Tabernakels, viele wertvolle Schätze aus der Gründungszeit der Kirche aber gingen bei der Renovation verloren. Das gnadenreiche Muttergottesbild, das aus dem 15. Jahrhundert stammt, zeigt Maria in sitzender Stellung, den Jesusknaben auf dem Arm.

Die Aussicht vor dem Gotteshaus ist wundersam. Sechzig oder siebzig Dörfer liegen im Gesichtskreis, selbst die Türme von Konstanz grüssen licht über den Bodensee, vor den Schweizerbergen glänzt der Silberzug des Rheins, und sonnig leuchten die Gipfel von Land zu Land. Doch nun in den Bregenzerwald.

Die neuere, aussichtsreichere Strasse führt von Dornbirn in den Wald.

Alberschwende, auf lieblicher Höhe, entbietet uns den ersten Gruss des ursprünglichen Wälder Volkslebens. Das Frauengeschlecht trägt das für die Bevölkerung des Waldes charakteristische „Häss“,




Wolfurt mit Hohen Freschen.

die schwarze, faltenreiche Glanzleinwandtracht. Das Dorf wendet uns auch bereits die sonngebräunten, oft mit einem Schindelpanzer umgebenen, echt alemannischen Häuser der Berglandschaft zu. Mit ihm ist die älteste Kunde des Bregenzerwaldes verbunden. Sie meldet, dass der Priester und Konventuale des Klosters Mehreran, Merbot, der in Alberschwende unerschrocken und glaubenseifrig wirkte, am 20. März 1120 von einigen Bösewichtern erschlagen wurde. Sein Gedächtnis hält eine Kapelle in Ehren. Wir treten in die schöne Pfarrkirche, in der uns die Bilder Paul Deschwandens, eines schweizerischen Meisters, mit der Weihe inniger religiöser Kunst umfangen. Von Bedeutung ist Alberschwende als Station für jene Touristen, welche die zwischen Bregenzerwald und Rheintal aufragenden Berge besteigen wollen. Besonders häufig wird der Übergang über die Lorena, 1090 Meter, nach Schwarzenberg gemacht. Aussicht über den Vorderwald, den Bodensee und das Rheintal lohnt den leichten Weg. Die Strasse aber erreicht in zwei Stunden

über Müselbach Egg, das anmutig über einer Felsenschlucht der Ach gelegene Dorf und trifft sich da mit der Bregenzerwaldbahn!

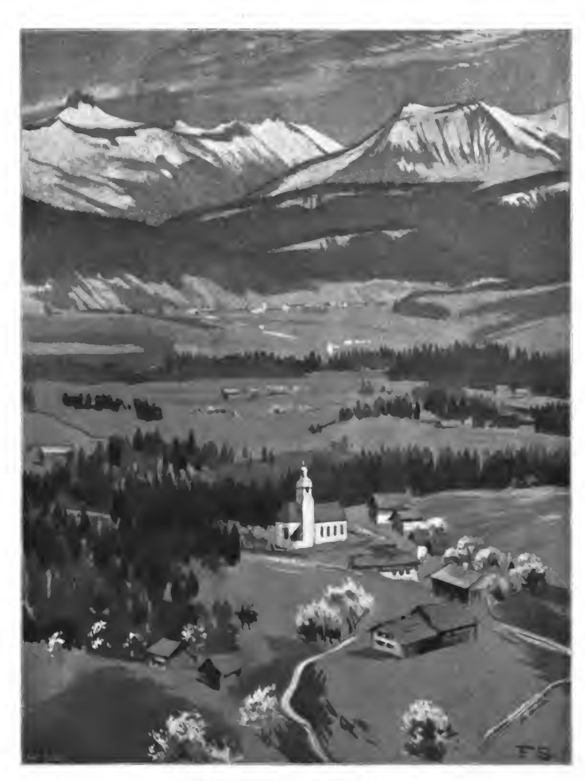
Die im Herbst 1902 eröffnete, 35 Kilometer lange Bahn ist der neue Lebensnerv des Waldes. Mit ihrem Zug koketter Wagen geht sie von Bregenz am Fuss des Gebhardberges dahin und bedient die der Stadt benachbarten Orte Vorkloster und Rieden. Bei dem Industriedorf Kennelbach erreicht sie die Ufer der in breitem Bett aus dem Gebirge hervorströmenden Bregenzerach. Eine stattliche Brücke verbindet das bei allem Industrieleben hübsch idyllische Kennelbach mit dem ebenfalls gewerbereichen Wolfurt, dem grossen Stickerdorf am linken Ufer der Ach. An die lange Vergangenheit Wolfurts erinnert sein Schloss, die Kirche aber bewahrt in drei Bildern das Andenken an einen Künstler, der aus dem Dorf hervorgegangen ist, an Gebhard Flatz, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich in Rom zu einem ausgezeichneten religiösen Maler entfaltete, dem Feinheit, Anmut und ein lebendiger Geist der Andacht eigneten. Mit Wolfurt ist Rickenbach, die Geburtsstätte des Künstlers, verbunden, den eine Gedenktafel in der Kapelle ehrt. Da steigt ein Fahrweg nach Maria-Bildstein empor, von dem wir bereits gesprochen haben.

Hinter Kennelbach führt uns das Bähnchen in die Schlucht der Ach. Bald geht es auf Dämmen, die dem Fluss abgewonnen werden mussten, der mit grünen durchsichtigen Fluten in Windungen und Krümmungen um Felsblöcke strömt, bald durchsticht es die Erker des Gebirges mit kurzen Tunnels. Wohl eine Stunde lang fahren wir wie in einem grünen Käfig dahin, der Blick erreicht fast nichts als Strom und Wald, herrlichen, an den Schluchtgehängen kletternden Voralpenwald mit viel tausend dunkelgrünen Tannen. Darum überraschen die Stationen und Haltestellen, die doch in der Einsamkeit der Kluft liegen. Sie gehören zu Dörfern, die sich, von der Bahn nicht sichtbar, auf den Hochterrassen über der Schlucht sonnen. Touristisch kommen zunächst die Stationen Langen als Zugang des Pfändergebietes und Doren am Eingang des Weissachtales in Betracht. Von dieser Station führt eine Strasse über Doren, wo sich die vorarlbergische Käsereischule befindet, nach dem zweiundeinhalb Stunden entfernten Aussichtsdorf Sulzberg, über dem malerischen Weissachtal, 1011 Meter, und in wieder zweiundeinhalb Stunden

nach dem Markt Oberstaufen an der bayrischen Staatsbahnlinie Lindau–München.

Spitzwinklig zwischen die Weissach und die Bregenzerach eingekeilt, erhebt sich das Plateau der Langenegg, und in seinem Hintergrund, 890 Meter hoch, der vielbesuchte Schweizberg. Der nächste Weg in dieses Ausflugsgebiet windet sich von der Haltestelle Oberlangenegg in Dreiviertelstunden auf die mattengrüne Terrasse der Dörfer Unter- und Oberlangenegg, die, malerisch über die Wiesen zerstreut, eine Kirchgemeinde bilden. Der Kapf, ein Hügel in unmittelbarer Nähe des Dorfes Oberlangenegg, gewährt einen prächtig orientierenden Blick über den gesamten Vorderwald dies- und jenseits der Ach, auf die ins Grün der Matten dahingesäten behaglichen Heimstätten, und die waldumrahmten Schluchten der Weissach und Bolgenach bis zum herüberschimmernden Dorfe Riefensberg an der bayrischen Grenze, ebenso auf den Gebirgskranz des Hinterwaldes. Ebenso umfassend ist die Aussicht auf dem Schweizberg, zu dem man von Oberlangenegg angenehm durch Bergwiesen und Wald in einer halben Stunde hinansteigt. Am Bergrücken steht, nach dem innern Bregenzerwald ausschauend, das Berggasthaus, eine kleine Sommerstation für Ruhebedürftige. Das Aussichtsfeld des Schweizberges reicht von der Mörzelspitze über den Gebirgszug der Mittagsspitze und Canisfluh, und über das Tal der Subersach dahin bis zum Hoch Ifen und den schroffen Gottesackerwänden mit den berühmten Karrenfeldern. Der Kranz von Bergen umringt in anmutiger Bewegung das dörferreiche Mittelgebiet des Bregenzerwaldes. Stärker noch fesselt den Blick ein wunderschönes Stück blauen Bodensees, das zwischen den grünen Vorbergen bei Bregenz zur Höhe leuchtet, sein lieblicher Hintergrund, die thurgauische Landschaft bei Arbon, sowie linkshin das Appenzellergebirge, das lichtgesättigt aus dem Rahmen der nähern Waldberge taucht. Um der beiden Aussichtsstücke willen ist für den genussreichen Luginsland der Name „Schweizberg“ aufgekommen.

Von dem waldumgebenen Rasenplateau steigt ein Weg nach der mit stattlichen Häusern im Tal der Bolgenach gelegenen Ortschaft Krumbach hinab. Da verzweigen sich Strassen nach Langenegg, durch das idyllische Tal der Bolgenach nach Hittisau und über Riefensberg nach dem Markt Oberstaufen im bayrischen Grenzbereich.



Blick vom Schweizberg bei Langenegg.

Die nächste Touristenstation an der Bregenzerwaldbahn ist Lingenau. In Kehren steigt die Strasse aus der Schlucht durch Wald, dann sanfter durch Wiesengelände in einen alpenfrischen Naturgarten hinan, der denen vorenthalten bleibt, die mit dem Bähnchen unmittelbar nach Egg, Andelsbuch, Schwarzenberg, Bezau ins Herz des Bregenzerwaldes fahren. Freudig ruht, 680 Meter, das Dorf Lingenau mit seinen grossen, stattlichen Häusern auf dem Mattenplan unter dem Roten Berg und lockt zum Aufenthalt. Was für ein Friede, was für ein lichtes Grün um Kirche, Dorf und St. Anna-Kapelle! Da muss es den Menschen schon lange gefallen haben. In der Tat ist Lingenau einer der ältesten besiedelten Orte des Bregenzerwaldes, ein Bauhof und eine Weide des Klosters Mehrerau, hiess es im 13. Jahrhundert Lindigenowe, die Au mit den Linden. In seinem Kaplanenhaus liegt, auf Ersuchen für die Gäste des Dorfes zugänglich, die zum Teil illustrierte handschriftliche Lingenauer Chronik von Kaplan Hörburger aufbewahrt, die eine wertvolle Fundgrube für die Kulturgeschichte des Bregenzerwaldes und des gesamten Vorarlbergs ist.

Jeder kleine Spaziergang von Lingenau hinauf an die Gehänge des Roten Bergs oder hinab in die enge Waldschlucht der Subersach verstärkt den Eindruck, dass wir in einer Landschaft von intimer Schönheit sind. Gleich das Wäldchen oberhalb des Dorfes ist ein entzückender Luginsland in die Naturgeheimnisse des hintern Bregenzerwaldes. Dörfer blinken im Vordergrund, im Hintergrund leuchten die Berge mit kecken Formen. Drunten aber an der Subersach umgibt uns die tiefe Waldesstille, die erfrischende Kühle. Durch die Kronen herab spielen die Sonnenfunken, in Nagelfluhschalen sonnt sich der klare Bach, und seine hübschen Plätscherstürze empor schnellt die Forelle. Ein Drahtsteg führt über die Subersach und stimmungsvoll ein Weg am jenseitigen Waldufer empor nach Egg, dem Nachbardorf am Eingang des hintern Waldes.

Kühne, charaktervolle Waldkuppen scheinen das Tal von Lingenau gegen Norden abzuschliessen. An ihrem Fuss aber liegt ein anderes prächtiges Dorf, das alpenhaft lachende Hittisau, eines der volksreichsten des Waldes, und wie Lingenau anmutige Sommerfrische. Die an der Front mit Säulen, im Innern mit Bildern geschmückte Kirche und stilvolle Holzhäuser umrahmen den Dorfplatz. Von ringsher schauen kecke Höhen auf den Ort. Der Rote



Hittisau im Vorderwald gegen Hoch Ifer.

Berg, der aussichtsreiche Hoch Hädrich, 1553 Meter, der das Dorf vor dem Nordwind schützt, das Ochsenlager, die Winterstaude, der Tristen und die aus der nordöstlichen Ferne herüberscheinenden Felsriffe der Gottesackerwände tragen einen Zug der Hochgebirgsromantik in die voralpine Stimmung der Landschaft. Zwischen den Bergen öffnen sich drei Täler und bilden mit ihnen ein liebliches Zusammenspiel von Enge und Weite, namentlich hübsch ist die Schau ins Bolgenachtal, von dessen Höhenhintergrund das hochgelegene Dorf Sulzberg freundlich auf Hittisau herniedergrüsst. Durch seine Wiesengründe zieht sich von Egg und Lingenau her der uralte Weg, der den Bregenzerwald mit dem bayrischen Nachbargebiet, insbesondere mit dem malerischen Markt Oberstaufen, verbindet. Aus dem Tal der Bolgenach tritt die Strasse in dasjenige der Weissach und überschreitet hinter dem Hochdörfchen Riefensberg die Grenze.

Indessen ist es nicht nur der Reiz des Landschaftsrahmens, der uns an Hittisau fesselt, sondern das Dorf besitzt auch interessante Erinnerungen. An einem Gebäude der Häusergruppe zum Rain erblicken wir eine Gedenktafel mit dem Porträtrelief Josephs,

Ritter von Bergmann. In diesem Hause 1796 als der Sohn eines einfachen Stukkateurs geboren, fand er den Weg an die Universität von Wien, nach entbehrungsreicher Ausbildungszeit wurde er Erzieher der Söhne des Erzherzogs Karl und starb nach einer an Arbeit, Ehren und Erfolgen reichen wissenschaftlichen Laufbahn 1872 in Graz. In Bergmann, der sich mit gleicher tiefgründiger Kenntnis auf den Gebieten der Geschichte wie der Sprachwissenschaft auszeichnete, verehrt Vorarlberg einen seiner bedeutendsten Söhne, seinen klassischen Geschichtsforscher, der die Landesvergangenheit mit unermüdlichem Fleisse durchsuchte und in ihrer Erforschung grundlegend gewirkt hat.

Über die Gegend, die so träumerisch im Sonnenglanze liegt, ist auch zweimal der Lärm der Schlacht gebraust. Zum erstenmal in der Schwedenzeit. Daran erinnert uns die „Rote Egg", die jenseits der Subersach zwischen dem Weiler Grossdorf und Hittisau gelegen ist. Als 1647 General Wrangel Bregenz erobert hatte, drang ein schwedisches Streifkorps von zwei Kompagnien über Lingenau und die Subersach gegen den hintern Wald vor. Da stellten sich in Abwesenheit der Männer die Frauen des Hinterwaldes dem Feind als Landsturm entgegen. An den Uferhöfen der Subersach, am Fallenbach, schlugen sie die überraschten Schweden so vollständig, dass auch nicht einer mit dem Leben davonkam, und die Stätte, von dem vielen Blut, das über sie floss, seither die „Rote Egg" heisst.

Der andere Kampfplatz ist das „Häleisen", der nördliche Bergvorsprung gleich oberhalb des Geburtshauses Bergmanns. Da erfocht Hauptmann Johann Peter Sutterlüti von Hittisau mit dem Landsturm des Waldes in den Franzosenwirren, am 14. Juli 1800, einen Sieg über sechs- bis achthundert Feinde, die von Krumbach her plündernd gegen Hittisau vorgedrungen waren. Zum Glück folgte der Verjagung der räuberischen Horde über die bayrische Grenze hinaus rasch der Friedensschluss, so dass ein Rachezug der Franzosen mit grössern Streitkräften unterblieb. Auf der Stätte erinnert eine schlichte Gedenktafel an den Kampf, an Sutterlüti und seinen treuen Helfer, Ammann Willi von Lingenau.

Nirgends überblickt sich die reizvolle Verteilung von Berg und Tal, welche die Landschaft von Hittisau auszeichnet, so lieblich wie am Waldrand des Häleisen, wo ein kleiner Pavillon ins frische Tal hinunterwinkt, aber das Naturkleinod des Dorfes ist doch die Rappen-



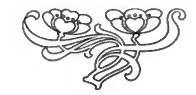
Bregenzerwälder Stickerin.

fluh, ein altes Bergsturzgebiet am Rand der Subersachschlucht in tiefem Waldesschweigen. Zwei steile, turmhohe, von mächtigem grünen Efeu umrankte Felswände, von denen die eine überhängt, beherrschen das merkwürdige Felsenlabyrinth, das in der eben berührten Franzosenzeit Bewohnern des Dorfes als Schlupfwinkel gedient haben soll. Die gewaltigen, kantigen Nagelfluhblöcke sind halb begraben unter Moos und Tannen, zwischen ihnen hindurch wandert sich's in vielen Krümmungen bergauf, bergab. Die Tannen haben oft die seltsamsten Standorte auf den Felsen gewählt, sie senken ihre knorrigen Wurzeln, wie Schlangen, die Beute suchen, ins Erdreich. Die merkwürdigste Bildung des Bergsturzes ist das „Geldloch", eine tiefe, dunkle Felsenhöhle, in deren Grund man mit einem Licht wie in einen Keller hinuntersteigt. Um sie geht die Sage von einem beträchtlichen Geldschatz, der, in einem Butterfass versteckt, von einem schwarzen Pudel gehütet werden soll. Tief unter der Romantik des Felsenlabyrinths gibt die Ach Gelegenheit zu einem Schwimmbad.

Die Berge und Täler des Vorderwaldes sind ein so reiches Ausflugsgebiet, dass der Spaziergänger einen ganzen Sommer lang die Pfade verschieden wählen kann. Leichte Bergtouren führen auf den Hittisberg, den Hoch Häderich, den mit einer bewirtschafteten Schutzhütte ausgestatteten Hochgrat, auf die Felsterrasse des Kojen und den gasthausgekrönten Schweizberg. Es winkt anderthalb Stunden von Hittisau der forellenreiche Lecknersee, in dem sich die Staffeln der Berge spiegeln, es locken das alpenblumenreiche Bolgenach- und Balderschwangtal in stille, wildreiche Pürschbezirke, in denen sich Reh und Hirsch belauschen lassen. Weite, doch dank-

bare Touren gehen quer durch die Berge über Sibratsg'fäll und die Gottesackerwände nach dem Kleinen Walsertal oder über das Wildrevier Schönebach nach Bezau im hintern Bregenzerwald.

Der Hinterwald ist auch unser Ziel. Er beginnt jenseits der Subersach, die den Bregenzerwald in die Gebiete des vordern oder äussern und des hintern oder innern Waldes scheidet. Diesem sagen wir im freundlichen Egg Grüssgott.



# Der hintere Bregenzerwald.

"EIN mild Geländ, jedoch von der Viele des Volks wol gepflanzt, hat viel Vieh und Molken, sonderlich erzeugt diess Land viel Flachs, daher ernährt es sich meistenteils mit Spinnen, sie heissen ihre Meitlin und Jungfrauen ihrer Sprach nach Schmelgen, es hat schön, stark und viel Volk, das rauh lebt und gleichwohl nicht arm ist, hat viel nützliche Alpen, ist reich an Wildpret, Hirschen, Gamsen, Orhahnen, Hasel- und Schneehühnern. Diess Land erkennet für ihre Obrigkeit die österreichische Herrschaft Feldkirch, sonst aber sind sie privilegiert und befreit, da sie alle hohe und niedere Obrigkeit, wie auch alle Bänne und Bussen selbst haben, auch eine schöne Freiheit von Grafen Rudolf von Montfort-Feldkirch, als er die Herrschaft Feldkirch an Herzog Leopold von Österreich verkaufte." — So gibt Hans Georg Schlee in seiner Emserchronik vom Jahr 1616 die Schilderung des hintern Bregenzerwaldes.

An der alten Beschreibung stimmt auch in der Gegenwart noch manches, die Wohlgebautheit und Schlichtheit des Volkes, die grosse volkswirtschaftliche Bedeutung der Viehzucht, der Wildreichtum der Forste, auch das heimelige Surren des Spinnrads geht noch durch das Winterleben des von etwa zehntausend Seelen bevölkerten Innerwaldes. Wesentlich anders sind nur die politischen Verhältnisse geworden, die frühern Vorrechte des innern Waldes sind gefallen.

Helle und licht bis an die Spitzen alpengrüne Berge, an denen Senn- und Viehhütten stehen, lacht uns die weit aufgeschlossene Muldengegend von Egg entgegen. Das Dorf selber ist ein stattlicher, sauberer Ort mit hübschen Häusern und 1700 Einwohnern, eine beliebte Sommerfrische, die für ihre Gäste ein schönes Schwimmbad und angenehme Promenadenwege zu reizenden Standpunkten, z. B. dem Pfänderblick, angelegt hat. Die romantischeste Stelle ist bei der



Egg.

stattlichen Hügelkirche, welche die Geschicke des Waldes gesehen hat, namentlich auch die Schrecken der Pest und des Dreissigjährigen Kriegs. „O Klag über Klag, hier liegen siebenundsiebzig in einem Grab“, lautete bis vor einem Jahrhundert eine durch ihre Kürze schlagende Inschrift auf dem Friedhof beim Gotteshaus. Hinter ihm springt eine eiserne Brücke über die Felsenschlucht, in der die Ach klar in Schalen geglätteten Gesteines ruht. Unter dem jetzigen Übergang stehen malerisch die Reste einer alten Steinbogenbrücke. Sehr anmutig ist auch die nächste Umgebung des Dorfes, ein Wechsel von Wiese und Wald, Buchen- und Tannenhöhen, und darüber her schaut die Winterstande, 1867 Meter, eine Aussichtswarte mit herrlichem Blick auf den Bodensee und den alpenhaften Hintergrund des Bregenzerwaldes.

Zur Zeit der ehemaligen Republik waren in Egg der Verwahrungsturm und das Hochgericht des innern Bregenzerwaldes, irgend anderswo durfte nicht gerichtet werden. Wundervoll liegt die Gerichtsstätte, wo Henker und Scharfrichter ihres Amtes walteten, im Anblick des Tales am Fussweg, der über die wilde Schlucht der Subersach nach Lingenau führt.

Am westlichen Abhang der Talmulde, an dem das idyllische Dörfchen Grossdorf blinkt, kreist die Bahn auf den Wiesenplan von Andelsbuch, zieht am Fuss der waldigen Bezegg dahin und hinab in die Schlucht der Ach, wo die Station Schwarzenberg liegt. Dann

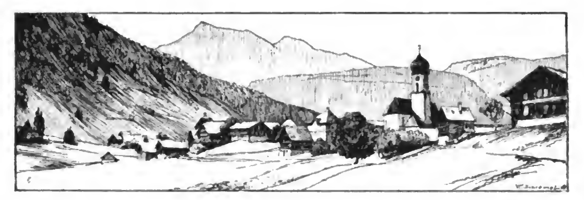


Schwarzenberg, gegen die Canisfluh.

geht sie hinein nach Bezau, dem Hauptort des Tales. Lassen wir aber den Zug, in der Landschaft des Dörferdreiecks Egg, Schwarzenberg, Andelsbuch lohnt sich das Fusswandern.

Über die Brücke bei der Kirche von Egg führt eine leicht ansteigende Strasse an Gehöften und einer Sägemühle vorbei nach Schwarzenberg. Das Dorf liegt von der Ach bis zur Waldbraue der Berge empor freundlich in die Morgensonne zerstreut. Frohes Leben herrscht in den grossen, behäbigen Landgasthäusern, Sommergäste wandeln durchs Gelände in den Schatten des Ammannswäldles hinab, Touristen steigen zu Berg. Von Schwarzenberg geht über den Pass der Lose, 1248 Meter, die nächste Verbindung des Bregenzerwaldes mit der Stadt Dornbirn, nach Alberschwende führt der Lorenapass, 1090 Meter; der bevorzugteste Ausflug ist aber das 1462 Meter hohe Hochälpele, an dessen Gipfel eine einfache Schutzhütte steht. Erst die weissen Gipfel der Bündner- und Glarneralpen setzen der Aussicht des Hochälpele die äussersten Marken.

Um Schwarzenberg selber schwebt ein Hauch unvergänglicher Poesie; er umspielt die geniale, liebenswürdige Gestalt der Malerin Angelika Kauffmann. Ihr Vater, der Maler Johannes Kauffmann, gestorben 1782, war ein Schwarzenberger; die Tochter wurde ihm 1741 in Chur geboren und verlebte mit dem seinen Aufträgen nachziehenden Künstler die erste Jugend an den Gestaden des Comersees. Als sie aber eben zum jungen Mädchen heranreifte, rief Schwarzenberg Johannes Kauffmann in die Heimat, damit er die Kirche mit Werken seiner Kunst schmücke. Während er mit der Ausmalung des Gewölbes beschäftigt war, malte die Tochter die Stationen und Apostel an den Seitenwänden des Gotteshauses, eine Jugendarbeit, die später zum grossen Schmerz der Künstlerin von der ungeschickten Hand eines Restaurateurs ziemlich verdorben wurde. Obgleich ihr Aufenthalt im Heimatsdörfchen nur etwa ein Jahr dauerte und ihr ferneres Leben voll künstlerischer Erfolge und



Andelsbuch.

Ehren sich zumeist in Italien abspielte, vergass die von Fürsten und Königen umhuldigte, in Rom auch von Goethe verehrte erste Malerin ihres Jahrhunderts, die neben dem künstlerischen Genie eine seltene Güte des Herzens auszeichnete, die Tannenheimat im Walde nicht wieder. Im Jahre 1802, fünf Jahre vor ihrem Tod, stiftete sie der Gemeinde Schwarzenberg von Rom aus das jetzt die Kirche schmückende Hochaltarblatt, Maria in himmlischer Glorie von der hl. Dreifaltigkeit gekrönt. Als sie an die Darstellung Gott Vaters kam, so klagt sie selber, da versagte ihr die Kraft, die Hand konnte nicht ausdrücken, was sie mit dem innern Auge sah; aber das Gemälde ist doch eine würdige Kundgebung ihrer grosszügigen religiösen Kunst, mit Recht der Stolz des Dorfes, das aus seiner Bewohnerschaft auch einen zweiten vielversprechenden Maler hervorgehen sah, Johann Jakob Fink, der leider schon im Beginn seiner Laufbahn 1846 in Rom starb.

Ein Blick in die Kirche, in der die dankbare Gemeinde eine Marmorbüste Angelika Kauffmanns und eine Gedenktafel hat aufstellen lassen, dann steigen wir hinab an die Ach, lassen uns von einer Drahtseilfähre über den Fluss führen und wandern über wonnigen Wiesenplan in das von einem klaren Forellenbach durchspülte Andelsbuch. Welche stattlichen Bauernhäuser! Lieblich am Fuss der Bezegg liegend, ist es natürlich Sommerfrische und ähnlich wie Egg und Bezau durch die Bahn in Entfaltung und Aufblühen gekommen. Der Sonne breit geöffnet, ist dieses Gelände eine der ältesten Siedelungen des Waldes; schon 1082 soll sich eine Kapelle über dem Grab des Einsiedlers Diedo gewölbt haben, der hier in der Stille Gott dem Herrn diente. Namentlich schlägt uns in Andels-

buch aber die Geschichte jenes merkwürdigen, fast selbständigen Staatswesens in ihren Bann, unter dessen Gesetzgebung und Ordnung sich der Wald reichlich vier Jahrhunderte als ein freies, unabhängiges Ländchen fühlte.

Auf dem Plan von Andelsbuch fand je und je auf originelle Weise die Wahl des Landammanns des innern Waldes statt. Dazu erschienen auf der Volkswiese die „haussesshaften" Bürger der zehn innerwäldischen Dörfer. Jeder Kandidat für die oberste Würde der Bauernrepublik stellte sich unter einen der drei Eschenbäume im Ring des Volkes. Auf ein Zeichen eilten die Bürger auf denjenigen zu, den sie der Ehre am würdigsten erachteten; der, um den sich der grösste Volkshaufen sammelte, erhielt die Abzeichen des Landammanns. Reitende, mit Bändern geschmückte Boten trugen die Nachricht zu seiner Herzallerliebsten. Auf dem Platze der Landsgemeinde erwies der Erkürte dem Volk weitgehende Gastfreundschaft. Die Burschen und Schmelgen fanden sich zum Tanz, wobei diese als Liebeszeichen Feldrüben unter die ihr besonders genehmen Glieder der Jungmannschaft verteilten.



Angelika Kauffmann.

Vom Jahr 1400 an beginnt die bekannte Reihe der Landammänner, darunter sind 27 aus dem Geschlecht der Feuerstein.

Das Rathaus des innern Waldes stand auf der Bezegg, dem herrlichen Gebirgsübergang, der von Andelsbuch in einer Stunde nach Bezau führt. Durch Buchenwald brechen Sonnenfunken auf den alten malerischen Weg. An seinem Rand stehen die schlichten Gedenktafeln verunglückter Wanderer oder Holzarbeiter; auf der Höhe aber liegt in träumerischer Waldeinsamkeit eine Wiese, und darauf ragt in der Form eines Sakramenthäuschens eine hohe gotische

Säule mit dem Wappen des Bregenzerwaldes, einer entwurzelten, doch grünenden und Zapfen tragenden Tanne. Eine Inschrift meldet: „Zum Andenken 1871. An dieser Stelle stand das hölzerne, im Jahr 1807 abgebrochene Rathaus des innern Bregenzerwaldes, in welchem der freigewählte Landammann und Räte durch Jahrhunderte die Angelegenheiten der Gemeinden nach altem Landsbrauch beraten, beschlossen und verwaltet haben.“ Das Rathaus war ein schlichtes hölzernes Gelass, das auf vier Säulen ruhte. Die Regierung des Waldes stieg auf einer Leiter, die während der Beratung weggenommen und erst wieder angelegt wurde, wenn ein gesetzeskräftiger Beschluss zu stande gekommen war, in die als Ratssaal dienende Kammer. Die Beschlüsse wurden durch den „Landsbrauch“, die sich von Zeit zu Zeit erneuerte Sammlung von Gesetzen, in der Bevölkerung verbreitet. Was auf der Bezegg in Rechtskraft getreten war, konnte nur auf dem Bezegg, dem „Berg des Gesetzes“, wieder gelöst werden. Als aber im Jahr 1807 der Bregenzerwald an Bayern fiel, liess dieses zur grossen Kränkung des Volkes das Rathaus abbrechen; mit ihm stürzte die alte Bauernrepublik, und als das Ländchen 1816 wieder an Österreich kam, erneuerte das Kaiserreich die ehemaligen Selbständigkeitsrechte des Waldes nicht wieder.



**Bezegg, Denksäule.**

Aus dem tiefen Waldfrieden der geschichtlichen Stätte tretend, erblicken wir tief im Tal in einer neuen Mulde, die sich am Lauf der brausenden Ach aufgeschlossen hat, Bezau, und sind überrascht von der alpinen Schönheit des hintern Teiles des Bregenzerwaldes, welche die eindrucksvollen Bilder einer Hochgebirgslandschaft entfaltet. Mächtig steigen die schlanke Mittagspitze und die Canisfluh, eine gewaltige Felsenstirne, vor uns in die Bläue der Luft.



Bezau.

Bezau, am Südfuss der Bezegg, ist der Amtssitz des Waldes, ein stattliches, langgedehntes Dorf, das uns, wie Egg, Schwarzenberg und Andelsbuch, durch die Grösse, Behäbigkeit und Sauberkeit der Häuser überrascht, und seitdem es Endpunkt der Wälderbahn ist, sich mit seiner Einwohnerschaft von über tausend Seelen in hübschem Aufschwung befindet. Seine Gasthöfe sind schon längere Jahre während des Sommers von Fremdenkolonien belebt, in seiner Nähe liegt das idyllische Bad Reuthe, eine Eisenquelle, dabei ein Kirchlein mit uralten Fresken.

Merkwürdig, wie fast jedes Dorf des Waldes in seiner Geschichte geistig bedeutsame Frauen oder Männer nennt. Andelsbuch besass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Joseph Alois Fink, der seines Berufes Buchbinder war, einen originellen Autodidakten, der über einen genialen Blick für mechanische Probleme verfügte; aus Bezau und Reuthe aber gingen Talente der bildenden Kunst hervor, im 18. Jahrhundert der Bildhauer und Porträtist Peter Kaufmann, ein Schüler Canovas, im 19. die Bildhauerin Katharina Felder, eine Lieblingsschülerin Schwanthalers, die leider schon an der Schwelle ihrer Kunstbetätigung, erst zweiunddreissig Jahre alt, 1848 starb.

In neuerer Zeit ist als Bildhauer namentlich Georg Feurstein, geboren 1840 zu Reuthe, gestorben 1904 zu Bregenz, bekannt geworden. Der Sprosse einer Klein-Bauernfamilie, fand er den Weg auf die Akademie zu München, später nach Wien und Rom, wo er von 1874 an seine bedeutendste schöpferische Tätigkeit entfaltete. Seine besondere Kraft bewährte er in der bildnerischen Darstellung schöner Kinder- und Frauengestalten. Manche dieser plastischen Werke schmücken als Grabdenkmäler Friedhöfe seines Heimatlandes, z. B.

diejenigen von Bregenz, Dornbirn, Bludenz, Bezau, Au, Schnepfau, Schoppernau und Riezlern.

Unter den wissenschaftlichen Geistern Vorarlbergs nennt die Landesgeschichte ehrenvoll den Geschichtschreiber Jodok Stülz, der, in Bezau geboren, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Prälat in St. Florian lebte.

: Uns interessiert namentlich das Frauengeschlecht, aus dem zwei so bedeutende Künstlerinnen wie Angelika Kauffmann und Katharina Felder hervorgegangen sind.



Reuthe.

Doch ist das volkstümliche Attribut der Bregenzerwälderinnen weniger die Kunst als die Tapferkeit, ein Ruf, den sie durch ihren heldenmütigen Kampf gegen die Schweden an der Roten Egg erworben

haben. Das Gedächtnis an diesen Sieg bleibt im Volk durch die Sitte lebendig, dass in den Dörfern Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg nachmittags zwei Uhr, der Stunde des Kampfes, das „Schwedenglöckchen“ geläutet wird.

Als die Bregenzerwälderinnen die Feinde an der Roten Egg schlugen, trugen sie noch eine weisse Tracht, weshalb sie von den Überraschten zuerst für österreichische Infanterie gehalten wurden. Später erst kam die jetzt übliche dunkle Tracht auf, die von Mädchen und Frauen ohne Unterschied des Alters oder Standes getragen wird. Die gefältelte Juppe mit dem blauen Streifen steht fest, dagegen darf die Trägerin den Brusteinsatz nach Belieben mit bunter Seidenstickerei oder Silberfiligran und Goldfäden schmücken, und auch auf die Gestaltung und Farbe der Ärmel hat sie ein individuelles Recht. Die in leuchtender schillernder Seide gehaltenen Ärmel sind es namentlich, mit denen die reichern Wälderinnen bei festlichen Gelegenheiten prunken. Die Kopfbedeckung wechselt nach Wetter und Jahreszeit, an sommerlichen Tagen besteht sie aus einem einfachen Blumenhut, bei Regenwetter aus einer gestrickten Mütze in der Form eines umgekehrten Milchtrichters, im Winter aus einer bauschigen Pelzmütze; das Zeichen der Trauer aber ist ein weisses Kopftuch. Allerliebst ist das von Goldblechen umflitterte Krönchen, „das Schappele“, welches die Mädchen bei den Prozessionen tragen.



Mädchen mit dem „Schappele“.

Auch Bezau hat, obschon mehr von der komischen Seite, einmal den tapfern Sinn der Wälderinnen gesehen, 1807 nämlich, als die Weiber von Krumbach, dem Dorf hinterhalb Hittisau, gegen die unter der Jungmannschaft rekrutierenden bayerischen Behörden aufständisch wurden und einen bewaffneten Zug nach Bezau



Hinterwald in tiefem Schnee.

veranstalteten, wo die bayerischen Beamten indessen bereits vor ihnen geflohen waren. Der unüberlegte Streich, der fruchtlos verlief, kostete den Wald 40,000 Gulden.

Von Bezau, wo vorläufig die Lokomotive der Bregenzerwaldbahn Halt macht, geht die Talstrasse über den Weiler Ellenbogen, in dessen Bergspalte man einen Wasserfall über eine Felswand niederflattern sieht, durch den romantischen Engpass der Klause tiefer in den Hintergrund des Bregenzerwaldes. Fussgänger wählen aber gern den kürzenden Weg über die Schnepfegg, einen der Bezegg ähnlichen, aussichtsprächtigen Gebirgsübergang, der bei dem Dörfchen Schnepfau wieder in die Talstrasse mündet.

Wir schauen dabei in eine seitliche Bucht des Achtales, in der reizend versteckt das Dorf Bizau liegt, die Heimat des im Januar 1904 verstorbenen bregenzerwälderisch mundartlichen Dichters Gebhard Wölfle, der, von Beruf Bauer und geschickter Mechaniker, ein echt poetisches Talent der Volksdarstellung besass und als origineller Denker im Gedächtnis seiner Gegend fortleben wird.

Von Bezau oder Bizau besucht man den schon bei Hittisau erwähnten, viehbelebten Weidegrund von Schönebach. Er liegt an den Quellen der Subersach und am Fuss des Hoch Ifen, dessen 2231 Meter hohes Felsenkrönchen Aussicht auf die Algäuer- und Lechtaleralpen, Tauern, Ötztaler und Bündneralpen und auf die Silberfläche des Bodensees gewährt. Die bergumschlossene Alpenidylle mit Wirtshaus und Hütte, ist einer der wildreichsten Birschbezirke Vorarlbergs und wird zur Zeit der Auerhahnjagd im Lenz und der Gemsen-, Reh- und Hirschbirsche im Herbst von glänzenden Jagdgesellschaften durchstreift.

An der Talstrasse liegt eine Stunde von Bezau an der Mündung des Mellenbachs in schöner Talweitung das Dorf Mellau, auf das von ringsherum hohe Bergspitzen hereinsehen. Das Dorf ist wegen seiner



Mellau mit der Mittagsspitze.

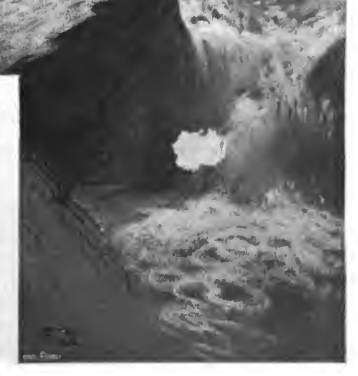
Stahlbäder ein von altersher vielbesuchter Sommerkurort, zugleich Ausgangsort für die Besteigung der Canisfluh, 2047 Meter, und der Mittagsspitze, 2092 Meter. Sie locken mit prachtvollen Aussichtsbildern und dem Edelweissreichtum ihrer Felsen. Der blaue Bodensee und das weisse Silvrettagebirge liegen gleichmässig in dem eine weite Welt umspannenden Blick der beiden Aussichtskanzeln.

Von Mellau führt bis nach Hirschau, dem nächsten Orte, eine neue bequeme Fahrstrasse, welche in den nächsten Jahren bis nach Schröcken und über Hochbrumbach nach Warth zum Anschluss an d[illegible] xenstrasse ausgebaut werden soll. Die hohe Romantik der Canisfluh begleitet den Wanderer mit dem Bild ihrer jähen, kühnen Felswände bis nach Au, eine Stunde Weges. An der Strasse liegen der im Winter von der Canisfluh ganz verschattete Weiler Hirschau und in wildromantischer Mulde Schnepfau, zwei Siedelungen, deren Namen uns an die ferne Zeit erinnern, da der Bregenzerwald nichts weiter als ein grosses Jagdgebiet der Grafen von Montfort war. Auf dem Friedhof von Schnepfau steht das mit einem Porträtmedaillon geschmückte schlichte Denkmal des bäuerlichen Autodidakten und Volksfreundes Franz Xaver Moosmann, der in seinem stillen Stübchen Homer und Sophokles, Herodot und Thukydides im griechischen Urtext las und sich eifrig um die Hebung der Volksbildung in seiner Heimat bemühte.

In Schnepfau bietet die Canisfluh den romantischsten Anblick, wohl möglich, dass wir an ihren Felsflühen Gemsen wahrnehmen; insbesondere fesselt das Hexenkirchle, ein hoher, aus der Wand ragender Felsen, bei dessen Anblick man nur staunen muss, dass er, den Jahrhunderten trotzend, noch nicht in die Ach heruntergestürzt



ist. Am Hexenkirchle und der Canisfluh haftet die auch weiterhin im Gebirge verbreitete Sage von den Wildleuten, in der vielleicht das Gedächtnis an ein schon vor der alemannischen Einwanderung im Bregenzerwald hausendes Volk auf unsere Tage fortgepflanzt ist. Die Überlieferung schildert die Wildleute als ein schenes, grossgewachsenes, rauhhaariges Volk, das sich mit Tierfellen bedeckte, das aber in manchen Künsten, z. B. in der Anlage von Steinwegen im Gebirge, erfahren gewesen sein soll.



Die junge Bregenzer Ach.

Da, wo zur Seite der Strasse die Felswände der Canisfluh ausgehen, lacht uns aus grünem, weit aufgeschlossenem Talkessel das Dorf und die Sommerfrische Au entgegen, ein unter dem Namen Jaghausen in der Au schon früh bekannter Ort, der bereits 1390 ein eigenes Kirchlein besass. Zur Fünfhundertjahrfeier des Gotteshauses erschien von Pfarrer Joseph Hiller eine Geschichte der Gemeinde Au, die eine Fülle interessanten Materials über Vergangenheit und Volks-

leben im hintern Bregenzerwald enthält. Au nahm früher lebhaften Anteil an der sommerlichen Bauhandwerkerauswanderung Vorarlbergs. Die verschiedenen Baumeisterfamilien von Au stehen im Mittelpunkt jener vorarlbergischen Bauschule, die in den Zeiten nach dem dreissigjährigen Kriege im schwäbisch-alemannischen Land so manche schöne Barock- oder Rokokokirche gebaut hat. Der Familie Thum oder Thumb ist der charaktervolle Bau des jetzigen königlichen Schlosses in Friedrichshafen zu verdanken; die schöne Kirche auf dem Frauenberg von Rankweil aber, deren Turm leider unvollendet geblieben, ist ein Werk des berühmten Auer



Au, im Bregenzerwald.



Wasserfall bei Mellau.

Baumeisters Michael Beer, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts wirkte. Spätere Glieder dieser Familie wurden für Klosterneubauten in die Schweiz, nach Württemberg und Bayern berufen, diejenige der Moosbrugger hat die jetzige Wallfahrtskirche in Einsiedeln aufgeführt, und auch die Familien Rüef und Schreck von Au gelangten als Kirchenbaumeister zu grosser Anerkennung. Neben den geschätzten Bauleuten sind aus der Familie der Moosbrugger von Au auch drei Maler, Wendelin, Friedrich und Joseph, hervorgegangen, die im Ausland den Beifall ihrer Zeit fanden.

Von Au steigt man am leichtesten auf die Canisfluh, deren von der Ach abgewandte Rückseite eine nicht zu steile Grashalde bildet, auch führen von hier Übergänge aus dem Bregenzerwald über das Faschinajoch ins Grosse Walser-, über die Furka ins Laternsertal, über das Bergdörfchen Rehmen nach Schönebach, und an Schoppernau vorbei über das Starzljoch ins Kleine Walsertal.



Hopfreben.

In Au leuchten uns bereits die Hochgipfel des hintersten Bregenzerwaldes, die Uentschen- und Künzelspitze, die Mohnenfluh und der Widderstein entgegen, und durch das Baumgrün

der Achufer winkt das letzte grössere Dorf des Bregenzerwaldes, Schoppernau, eigentlich „zur obern Au“. Unter der freundlich erhöhten Kirche steht es mit seinen alten charaktervollen Gebirgshäusern, die das Herz jedes Architekten entzücken müssen, auf grüner Wiese, und spiegelt unter allen Dörfern des Waldes am reinsten Eigenart. Die oft mit „Ochsenblut“, mit Zinnoberfarbe, bemalten oder mit einfachen Ornamenten und Schnitzereien geschmückten Häuser, an denen man da und dort auch noch etwa einer Inschrift begegnet, tragen ein weit vorspringendes Dach. Unter seinen Vorsprüngen befindet sich an ein oder zwei Seiten ein „Schopf“ oder eine „Laube“, wie man in andern Teilen Alemanniens die blumengeschmückte Holzgalerie nennt, die der Lieblingsaufenthalt der Bewohner für das häusliche Geplauder und die häusliche Arbeit ist. Im übrigen geht im alpinen Hinterwald das Leben stiller als im Vorderwald, fliesst den Leuten, die viel Altväterisches bewahrt haben, das Wort schwerer vom Mund, doch ist gerade aus Schoppernau der bedeutendste vorarlbergische Dichter, der Volksschriftsteller Franz Michael Felder hervorgegangen. Er wurde im äussersten Häuschen links der Strasse, an dem jetzt eine Gedenktafel mit Medaillonbild befestigt ist, im Jahre 1839 geboren. Obgleich ihm nur ein Alter von dreissig Jahren beschieden wurde, erhob er, schwach an Körper, stark an Geist, die Fackel der Dichtung in den Tälern. Die Erzählungen „Nümmamüller und Schwarzkasperle“, „Sonderlinge, Bregenzer Wald- und Lebensbilder“, „Reich



**Franz Michael Felder.**



Ein Schopf (Laube) in Schoppernau.

und Arm“ und die ergreifende autobiographische Darstellung „Aus meinem Leben“, die neuerdings in Wien wieder herausgegeben worden ist, sind die dichterischen Erträge seiner allzukurzen Laufbahn. In einem für einen Autodidakten überraschend edeln Stil fand er die markige Kraft und den Schwung für Bauernszenen von innerster Wahrheit und führt uns darin die Gestalten des Wälder Volkslebens mit prächtiger Anschaulichkeit vor. Die Romane Felders wurden namentlich in den Sechziger und Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in weiten deutschen Landen mit warmem Anteil gelesen und auch in fremde Sprachen übersetzt. Der Wald nennt den Dichter jetzt noch mit Stolz „unsern Franz Michael“ und die anhängliche Liebe des Volkes hat ihm auf dem Kirchhof ein in der Form eines Obelisken gehaltenes Denkmal gesetzt.

Bei Schoppernau verengt sich die Bregenzerwaldstrasse zum Karrenweg, romantisch führt er bald durch Wald, bald dicht an den Ufern der schäumenden Ach, an dem Jagdhaus des verstorbenen Engländers Mound vorbei zur Kapelle und dem Schwefelbad Hopfreben, einem hübschen Neubau. Das „Bädle“, in wildromantischer



Der Widderstein bei Hochkrumbach.

Gegend, bereits 1021 Meter hoch gelegen, wird von Herzkranken, Rheumatikern und Gichtbrüchigen aufgesucht, seine Lage unter der Hochkünzelspitze und Mohnenfluh, ungefähr da, wo die aus Flysch aufgebauten Berge des Bregenzerwaldes mit den Kalk- und Dolomitenspitzen des Lechtales wechseln, ist herrlich, doch wächst der Reiz des Landschaftsbildes, während wir nach Schröcken ansteigen, stetig. Halbwegs, wo ein Steg über die wildbrodelnde Ach geht, blicken wir zum 1822 Meter hohen Schadonasattel empor, über den man vom hintersten Bregenzerwald nach Rotenbrunnen im Grossen Walsertal hinübersteigt.




Schröcken

Hoch über uns gewahren wir Schröcken, eine der schönsten und romantischsten Idyllen der Vorarlberger Alpenwelt, mit schlankem Turm und weissen Häusern auf grünem Sammet, ein unvergessliches Genrebildchen. Der Ort ist belebtes Bergsteigerquartier; es werden von Schröcken aus der gewaltige Widderstein, 2536 Meter, die domartige Künzelspitze,



Unterboden bei Schröcken.

2307 Meter, das Rothorn, 2237 Meter, die vergletscherte Braunarlenspitze, 2651 Meter, die höchste Erhebung im Bergrahmen des Bregenzerwaldes, erstiegen.

Aus der von Tannen und rauhem Gefels umringten Oase von Schröcken führen zwei Übergänge ins oberste Lechtal, gegen Osten der zunächst jäh ansteigende Saumpfad von Hochkrumbach, unter den mächtigen Felsengesimsen des Widdersteins dahin. Auf 1641 Meter Höhe steht das Dörfchen Hochkrumbach im Weidengrün an der Wasserscheide der Ach und des Lechs, der Nordsee und des Schwarzen Meers. Auf der Passhöhe liegen morastige Weiher, deren grösster der Körbersee ist. Den Plauderwellen des Krumbachs folgend, erreichen wir bald das Grenzdorf Warth im Lechtal, über das die vorarlbergischen, tirolischen und bayrischen Berge und Hochgipfel leuchten. Der südöstliche Übergang von Schröcken führt über das Hochmoor und die Alpe von Auenfeld in drei Stunden nach Lech an der Flexenstrasse, in jenes schöne Berggebiet, von dem wir im letzten Kapitel unseres Buches sprechen werden.



Aus Bizau.


N. Radierung von Ant. Kaiser.

Dornbirn gegen den Bodensee.

# Dornbirn, Stadt und Umgebung.

Wir kennen das vorarlbergische Rheintal bereits vom Bodensee bis nach Schwarzach, seine jüngste Stadt aber, das Emporium der vorarlbergischen Industrie, das blühende, 13,000 Einwohner zählende Dornbirn, noch nicht. Wenn wir indessen in Schwarzach sind, schimmert es schon über den grün und bunt gewirkten Teppich der Ebene, und von Bregenz aus erreicht es der Schnellzug als seine erste Station in wenig mehr als einem Viertelstündchen.

Der Ort, dessen Gründung sich im Grau der Vorzeit verliert, liegt unter den jähen Zinnen des Hochälpele und dem charakteristischen Dreieck der Staufenspitze am Ausfluss der Dornbirnerach aus wilden Schluchten. Der älteste Name ist „Dorrenbürren“ und in dem Wort „Bürren“, das in anderen Gegenden als „Beuren“ oder „Beuron“ erscheint, steckt der keltische Ausdruck „byron“, der eine Niederlassung am fliessenden Wasser bezeichnet. Der gesamte Name würde also die Niederlassung am Dornenbach bedeuten, es ist aber auch möglich, dass sich in dem „Dorren“ der alte Eigenname „Torr“ verbirgt.

Dornbirn, das im zehnten Jahrhundert zum erstenmal aus der Dämmerung der Sage in das Licht der Geschichte tritt, besass im Mittelalter einen eigenen Adel. Geschichtlich bekannt geworden ist namentlich Anselm von Dornbirn. In Mühlebach besassen die Edlen von Siegberg ein Schlösschen, im Oberdorf die Ritter von Ems einen nun längst abgebrochenen Turm, von dem man vermutet, dass er



Blick in den Bregenzerwald vom Hochälpele bei Dornbirn.

schon einer römischen Befestigung angehört hat. Die letzten Ritter von Ems waren in der ehemaligen Kirche im Oberdorf beerdigt, ihre Reste wurden anlässlich ihres Abbruchs beim Turm der Stadtpfarrkirche St. Martin beigesetzt. Dornbirn war, obgleich es schon früh einen Markt besass, die langen Jahrhunderte dahin im wesentlichen ein Bauerndorf, „ein sehr nützlich Ohrt von Wein und Obswachs, Kornfeldern, Wiesen, Alppen, Mayensässen und Holtz", wie es der Hohenemser Chronist Schleo beschreibt, der die Dornbirner ein „grob, starck, arbeitsam Volck" nennt. Indessen besass der Ort schon im 18. Jahrhundert eine beträchtliche Hausindustrie und knüpfte um den Anfang des 19. Jahrhunderts bedeutende wirtschaftliche Beziehungen mit St. Gallen. Schon 1795 hören wir von der Dornbirner Firma Herrburger und Rhomberg. Sie ist die Gründerin der ältesten mechanischen Spinnerei im Lande Vorarlberg und der zweitältesten in ganz Österreich, der noch heute bestehenden Fabrik „Juchen" am linken Ufer der Ach. Schon die bayerische Regierung erkannte die Bedeutung dieser Firma, durch deren Einfluss wesentlich der Bau der Arlbergstrasse zustande kam. Aus den Kreisen des Dornbirner Bürgertums, namentlich der „Fergger", wie man die Vermittler der Aufträge zwischen Fabrikant und Arbeiter nennt, entwickelten sich allmählich die industriellen Familien, deren Unternehmungen der heutigen Stadt das Gepräge geben.

Am meisten zu der Umformung Dornbirns in ein industriell städtisches Gemeinwesen hat im Lauf des 19. Jahrhunderts die Firma F. M. Hämmerle, die grösste des gesamten Landes, und auf dem Gebiet der Textilfabrikation eine der bedeutendsten Österreich-Ungarns, beigetragen. Namentlich segensreich wirkte sie, indem sie neben der industriellen Entwicklung stets um Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Arbeiterschaft im besondern und für die Einwohnerschaft von Dornbirn im allgemeinen besorgt war.

Dem Beispiel der beiden Firmen Herrburger und Rhomberg und F. M. Hämmerle folgend, haben auch zahlreiche andere mitgetan, Dornbirn die gegenwärtige Erscheinung zu geben, so Franz M. Rhomberg, J. G. Ulmer, Jos. And. Winder, David Fussenegger und J. M. Fussenegger, die sämtlich der Textilbranche angehören, dann die Maschinenfabrik J. Ig. Rüsch, die Bijouteriefabrik J. C. Lässer, sowie mehrere namhafte Kunstmühlen und Ziegeleien. Dazu gesellt sich der Einfluss der bedeutenden Stickereiindustrie Dornbirns, deren



Altes Haus in Dornbirn.

bekannteste Vertreterin die Firma Zumtobel & Cie. ist. Das Wachstum des Ortes rief wieder der Gründung bedeutender Baugeschäfte, wie J. A. Albrich und Josef Schöch, welche die Grösse industrieller Betriebe angenommen haben. Neuerdings ist von der Erbauung des Elektrizitätswerkes ein Ansporn für die Dornbirner Industrie, namentlich für ihr blühendes Kleingewerbe, das eine Reihe vortrefflicher Firmen besitzt, ausgegangen. Gleichzeitig sind mit der modernen Ausgestaltung der Fabrikation Grosshandelshäuser und Geldinstitute in der Stadt entstanden, doch weist die gesamte Entwicklung Dornbirns den gesunden Zug, dass sie ohne wesentliche Beiziehung ausländischen Kapitals hat vor sich gehen können. Eine Ausstellung im Jahr 1900 legte glänzendes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der Stadt auf den verschiedensten Arbeitsgebieten ab.

Die Gesamtzahl der Industriearbeiter Dornbirns beträgt mit Ausschluss der Stickerei viertausend. Günstig werden ihre Lebensverhältnisse dadurch beeinflusst, dass viele von ihnen als Eigentümer von Grund und Boden im Nebenberuf etwas Landwirtschaft treiben. Diese bildet neben der Industrie überhaupt immer noch einen wesentlichen Beschäftigungszweig der städtischen Gemeinde, welche die erste Viehzuchtgenossenschaft im eigenen Land und im Reich gründete. Neben der Viehzucht ist namentlich der Obst- und Gartenbau bedeutend.

Die Stadt Dornbirn ist in vier Bezirke eingeteilt. Der erste umfasst den Kern der Stadt mit dem Hauptbahnhof. Zusammen mit den angrenzenden Teilen des dritten Bezirkes, der sich im übrigen weit bergwärts erstreckt, gewährt er am meisten ein städtisches Bild. Der sich nordwärts dehnende zweite Bezirk mit der Haltestelle Hatlerdorf, ist durch die Ach, der sich südwärts erstreckende vierte Bezirk mit der Station Haselstauden durch den Fischbach vom ersten und dritten getrennt. Die Stadt entwickelt

sich, mit Ausnahme der Marktstrasse, an der sich die Häuser geschlossen aneinander reihen, nach der überkommenen Bauart der freistehenden Gebäude weiter. Am Kirchplatz erhebt sich die Pfarrkirche zu St. Martin, die Mutterpfarre von Dornbirn. Sie ist mit herrlichen Fresken von Plattner, einem der hervorragendsten Vertreter der Cornelianischen Schule, und Bildern der vorarlbergischen Künstler Kaspar Rick und Professor J. H. Rhomberg in München geschmückt. Das rote Haus neben der Kirche bietet den Typus eines alt rheintalischen Hauses, mit ihm haben sich in Dornbirn mehrere Gebäude erhalten, die Denkmäler eines bodenständigen Stils sind. Im Sitzungssaale des Rathauses sind die Porträts alter Landammänner und Bürgermeister von Dornbirn bemerkenswert. Kunstfreunde werden sich auch durch einen Gang auf den Friedhof im ersten Bezirk belohnt fühlen, er fesselt mit Denkmälern italienischer, deutscher und einheimischer Meister, unter welch letztern namentlich der verstorbene Georg Feurstein von Reute bedeutend erscheint. Eine Sehenswürdigkeit ist auch die St. Leopoldskirche im zweiten Bezirk, ein Bau nach den Plänen des Dombaumeisters Riedl in München, mit schönen Malereien und guter Orgel.

Der grossen Bevölkerungszahl entsprechend, besitzt Dornbirn drei Pfarrämter und eine Expositur, diese im vierten Bezirk, mit den dazu gehörenden Kirchen und vielen Kapellen, ferner zwei Klöster, das eine im ersten, das andere im vierten Bezirk. Sein grösster Stolz aber sind seine Schulen, so die k. k. Staatsoberrealschule mit sehenswertem Gebäude, und die k. k. Stickereifachschule. Daran reihen sich die kommunalen Schulen: die Volksschule mit insgesamt 17 Abteilungen, die gewerbliche Fortbildungsschule im ersten Bezirk, die durch eine private Fortbildungsschule ergänzt wird, eine Mädchenfortbildungsschule, die von einem Verein für Mädchenfortbildung gepflegt wird, die von der Gesellschaft der Musikfreunde unterhaltene Musikschule und die von Herrn Viktor Hämmerle gegründete Koch- und Haushaltungsschule. Zu den Schulen gesellen sich als öffentliche Anstalten: das Schwimmbad von F. M. Hämmerle, je eine Lesehalle im ersten und dritten Bezirk, jene vom Leseverein, diese von Herrn Viktor Hämmerle gegründet, der Tennisplatz, eine Schöpfung des Herrn Otto Hämmerle, zwei Spielplätze und die vom konstitutionellen Verein geschaffene öffentliche Bibliothek.

Daraus erhellt bereits, dass Dornbirn ein reges, gesellschaft-



Im Rappenloch.

liches und geistiges Leben besitzt, namentlich auf dem Gebiete der Musik bildet es durch seine regelmässigen vortrefflichen Konzerte einen künstlerischen Mittelpunkt des Landes.

Unter den Verkehrsschöpfungen der Stadt, die Sitz eines k. k. Bezirksgerichtes, eines k. k. Eichamtes und eines k. k. Hauptzollamtes ist, sind die mit grossen privaten und Gemeindeopfern 1885 gebaute Strasse über Alberschwende in den Bregenzerwald und die elektrische Bahn von Lustenau nach Dornbirn die bedeutendsten. Die Bregenzerwaldstrasse, die sich bei Alberschwende mit der von Schwarzach heraufsteigenden alten Strasse vereinigt, besitzt vor dieser, sowie vor der Bregenzerwaldbahn den Vorzug einer wechselnden Mannigfaltigkeit von Aussichtsbildern. Die elektrische Bahn Dornbirn—Lustenau verbindet die Stadt nicht nur mit dem Markt Lustenau, sondern auch mit der Schweiz, ihre Tramzüge haben sowohl Anschluss an die österreichische Staatsbahn wie an die Schweizer Bundesbahnen und gestatten genussreiche Halb- und Ganztagspartien im Berggelände des benachbarten Appenzell.

Überaus anmutig ist die Umgebung der Stadt. Unser erster Spaziergang gilt dem ein Stündchen von ihr entfernt liegenden Gütle. Halbwegs an der Strasse, die sich von Dornbirn zwischen der Ach und dem Zanzenberg dahinzieht, befindet sich die Enz, eine grosse Anlage mit Spielplatz, wo jeweilen die Feste und Volkslustbarkeiten der Stadt abgehalten werden. Hier erhebt sich an der Ach der k. k. Bezirksschiessstand von Dornbirn mit sehenswerten Schützentafeln. Im Gütle steht eine Spinnerei der Firma F. M. Hämmerle, einen besonderen Reiz gibt der idyllisch gepflegten Stätte ein Wasserspiel, wohl eine der mächtigsten Fontänen Europas, die jederzeit, wenn es Besucher im benachbarten Restaurant wünschen, ihren 57 Meter hohen Strahl in Bewegung setzt.

Gleich hinter dem Gütle liegt die berühmte Rappenlochschlucht,

eines der ersten Schaustücke unter den vorarlbergischen Naturschönheiten. Über Brücken und Stege windet sich der zum Teil aus den Felsen gesprengte Pfad in die verschattete Kluft und in die kleinen sonnigen Ausweitungen, welche die Felsenenge unterbrechen. In der Mulde am Ende der Schlucht ruht der künstlich angelegte Staufensee, eine gemeinsame Unternehmung der an der Dornbirnerach niedergelassenen Fabrikationsfirmen, denen das freundliche Berggewässer als Stauweiher für ihre Kanäle dient. Hinter dem See liegt das Elektrizitätswerk Alploch am Eingang einer zweiten noch engern Kluft, der Alplochschlucht, in der sich die Felsen so sehr verengen, dass das Licht nur noch dämmrig zwischen die Wände hereinbricht. Über dem Abgrund schwebt das alte gemauerte Rappenlochbrücklein, wenn zufällig ein Hirte sein




Rappenloch-Schlucht.

Vieh darüber treibt, ein Bild wie eine Theaterstaffage. Fusswege führen aus der Schlucht, die Jahr um Jahr tiefer hinein gangbar gemacht wird, zu andern schönen Naturzielen, so zur „Kirche“, einer merkwürdigen Felsbildung von der Gestalt eines Riesendomes.

Auf dem Rückweg empfiehlt es sich, vom Gütle aus den nur eine Viertelstunde über der Stadt gelegenen Zanzenberg, die Albertshöhe, die Gloriette und den von Viktor Hämmerle angelegten Park und Spielplatz zu besuchen. Da liegt Dornbirn in seinem Obstgarten zu Füssen unter uns, da heben sich nah und fern, hüben und drüben am Rhein die Kirchturmspitzen aus der wallenden Ebene, die Häupter des gewaltigen Säntis und der zackigen Churfirsten, die Schneefelder der Graubündner- und Glarneralpen flimmern im Blau, der Bodensee winkt, und, wenn der Tag hell ist, so zeichnet sich in schwachen Linien noch der Hohentwiel an den fernsten nordwestlichen Himmel. Zur Zeit der Baumblüte namentlich ist die Ausschau vom Zanzenberg von berauschendem Reiz.

Andere hübsche Ziele für Spaziergänger sind das Bad Haslach, eine Stahlquelle, am Fuss der Felswand des Breitenberges mit dem Wassersturz des Fellbaches und alten, verlassenen Eisenerzgruben, sowie das in der Rheinebene gelegene Ried, ein Naturpark mit schönen Wegen und prächtiger Schau auf Dornbirn und die hinter der Stadt emporstrebende Bergwelt. Am Friedhof von Dornbirn vorbei steigt man zu der Wallfahrtskapelle Romberg, bei der man einen schönen Niederblick auf die Stadt geniesst, oder man besucht das Bad Kehlegg, eine Schwefelquelle, und das gleichnamige Dorf, das sich im Winter mit dem Schlittensport der Dornbirner Jugend belebt. Auf der aussichtsreichen Bregenzerwälderstrasse führt ein schöner Spaziergang nach Achrain. Ein leichter Bergausflug ist der Karren im Süden der Stadt, eine die Landschaft beherrschende Felsspitze, an der die Alpe Kühberg lehnt. Der Weg über Fallenberg nach dem Bödele, der Oberloose und über Schwende nach Dornbirn zurück bildet einen prächtigen Rundgang mit schöner Aussicht. Auf dem Bödele liegt am Bergübergang der Loose, weit in die Lande schauend, die Sommervillenkolonie des Herrn Otto Hämmerle, auf der sich die Dornbirner gerne Stelldichein geben. Andere Partien sind der Übergang über die Loose nach Schwarzenberg und dem Bregenzerwald, der Ausflug auf die im nachfolgenden Abschnitt geschilderte Hohenemser Reute und der Abstecher mit



Alphotel und Kolonie am Bödele.

der elektrischen Bahn Dornbirn—Lustenau nach dem Schweizerdorf Au, der aussichtsreichen Meldegg oder der auf einer Vorzinne des Appenzeller Gebirges gelegenen Ortschaft Walzenhausen oder endlich die schöne Tour über Achrain und Alberschwende in den Bregenzer Vorderwald.

Zu Bergbesteigungen locken die im Hintergrund von Dornbirn stehenden Warten des Hochälpele, der Hohen Kugel, des Hohen Freschen und der Mörzelspitze, die alle umfassende Aussicht gewähren.



# Lustenau und das übrige Rheintal.

DIE elektrische Bahn Dornbirn-Lustenau führt uns hinaus in die fruchtbare Ebene, der die Maisfelder etwas vom Hauch einer italienischen Campagna geben. Ausgezeichnet gedeihen in dem sandigen Anschwemmland auch die Kartoffeln, in den Niederungen aber liegen Torfgründe mit der eigenartigen Moorstimmung brauner Hütten und brauner Wasser, gelber und blauer Schwertlilien, goldener und weisser Seerosen, dem Froschgequacke und Insektensummen. Namentlich der Vogeljäger lobt sich die Ebene, die ein ergiebiger Enten- und Schnepfenstrich ist.

Wie Dornbirn ist das von Obstbäumen umschattete Lustenau ein loses Gemenge von Häusergruppen, zusammen aber ein Markt halb so gross wie die benachbarte Stadt und wie sie überaus industriell. Fast in jedem Haus stehen Stickmaschinen mit dem kunstreichen Hebelwerk. Vom Sticker durch einen Druck der Hand bewegt, überträgt es die Blumenstigmen einer Vorlage verkleinert vielfältig auf die an einem Eisenrahmen senkrecht ausgespannte Musselin. Die elektrische Bahn durchzieht den Ort bis zur untersten der drei gedeckten Rheinbrücken. Diese verbinden das lang an den Dämmen des Stroms hingestreckte Dorf mit den drei herüberwinkenden schweizerischen Gemeinden Au, Bernegg und Widnau und der dem Rhein entlang laufenden schweizerischen Bahn St. Gallen-Chur. Dahinter erhebt sich das grüne, in Natur und Volkswesen dem Vorarlberg verwandte Appenzellerland, an der Einsenkung, die zu ihm emporführt, liegt die Schlachtstätte am Stoss. Da erlag am 17. Juni 1405 das glänzende Ritterheer Friedrichs von Österreich den Streichen der barfussen Sennen. Über die Halden hinab stürmten die Appenzeller ein Jahr später, unendliche Verwirrung stiftend, ins Vorarlberg hinein.

Hüben und drüben an den Brückenenden stehen die Zollwächter, die Oesterreicher mit grünen, die Eidgenossen mit roten Uniformlinien, unter den Brücken wälzt der Rhein seine grauen

Fluten. Im Winter, wenn die Berge fast keinen Zufluss spenden, macht er einen unbedeutenden Eindruck, einen um so mächtigern die Sand- und Kieslager, die er angelegt hat; zur Zeit der Schneeschmelze aber, im Vorsommer, wenn er wassergewaltig das breite Bett zwischen den Dämmen füllt, gewährt er das Gemälde ungestümer Jugendkraft. Oft genug haben das vorarlbergische und das schweizerische Rheintal die Ausbrüche seiner Wildheit erfahren. Jahrzehnte war das Leben der Anwohner eine zähe Schlacht gegen den Strom, der allmählich das Geschiebe so anhäufte, dass seine Sohle höher als die Uferlandschaften zu liegen kam und die Fluten mit ungeheuerer lebendiger Gewalt in das tiefer sich dehnende Land stürzten. Die Bevölkerung suchte sich durch Dämme zu schützen, jedes Ufer fand seinen Vorteil dabei, sie stärker und höher als die jenseitigen Nachbarn zu führen. Verstimmungen entstanden unter den sonst befreundeten Grenzlandschaften. Die Dämme aber erfüllten ihren Zweck doch nur halb. Hielten sie, so sickerte das Wasser aus dem hohen Strombett unter ihnen durch und trat in der Umgebung in mächtigen Quellen, die den Boden versumpften, zu tage. Die aus den Vorarlberger und Appenzeller Bergen hervorströmenden Bäche und Flüsse fanden, wenn der Strom hoch ging, keinen Abfluss mehr. Hinter dem Rhein bildeten sich Stauseen, so dass man mit Booten durch die Strassen der Dörfer fahren konnte. Manchmal aber brachen die Dämme über der Gewalt der Flut, furchtbare Überschwemmungskatastrophen entstanden, die schwerste 1868. Das stundenbreite Tal war ein einziger wilderregter See, von fünfzig Dörfern heulten die Sturmglocken in die Nacht, die Hülferufe der vom Land abgetrennten Bewohner, die auf den Dächern ihrer wankenden Häuser standen, vermischten sich mit dem Tosen der Wellen. Mannschafts- und Militäraufgebote eilten herbei und retteten, was zu retten war, aber viele der alten, stolzen, holzverschalten Brücken, die von Land zu Land führten, sanken, und Häuser verschwanden in den Wogen. Auf dem obern Teil des Bodensees schwammen so viele Trümmer aus Dörfern und von Brücken, dass sie der Dampfbootfahrt zwischen Rorschach und Lindau gefährlich wurden. Obwohl das Unglück der armen Rheintaler das Aufsehen und die Teilnahme der gesamten Kulturwelt erregte, war der Wohlstand der fleissigen Bevölkerung untergraben, denn die aus allen Ländern zusammenströmenden Liebesgaben waren

nur ein kühlender Tropfen auf den heissen Stein der Not. Die Verhältnisse wurden stets unerträglicher.

Wir haben schon ausgeführt, dass nun seit 1892 eine internationale Rheinregulierung, die Oesterreich und die Schweiz vereinbart haben, im Werke ist. Lustenau liegt in der Mitte zwischen den grossen Kanälen, dem untern und obern neuen Rhein. Sowohl der bereits erstellte untere wie der obere Rheindurchstich, an dem hunderte von braunen Söhnen Italiens und gewaltige Maschinen arbeiten, sind technisch hochinteressante Bilder eines segensreichen Kulturwerks. Die gesamte Rheinregulierung erstreckt sich von der Mündung der Frutz bis an die Mündung des Stroms in den Bodensee. Der alte Rhein wird mit Ausnahme des kurzen Stückes bei Lustenau ein kleiner Fluss, der im obern Teil die vorarlbergischen, im untern die schweizerischen Binnengewässer aufnimmt. Er bildet fernerhin die Grenze der beiden Länder. Die durch den untern Rheinkanal auf die Schweizerseite des Stroms geschobenen vorarlbergischen Ortschaften Höchst und Fussach sind vorarlbergisch geblieben, und das Schweizerdorf Diepoldsau, das durch den obern Kanal auf das vorarlbergische Ufer gerückt wird, bleibt schweizerisch. Stattliche eiserne Brücken verbinden die Gemeinden, die ihre Ufer gewechselt haben, mit den angestammten Heimatländern.

So hübsch ein Abstecher an den Rhein ist, reizender bleibt doch die Bergwelt.

In Hohenems haben wir sie wieder aus erster Hand. Der südlich von Dornbirn an der Staatsbahn gelegene Flecken ist ein fesselndes Bild steilaufstrebender Felsklippen, üppig frischer Buchenwälder und der Romantik einer stolz erhaltenen und einer in Trümmern liegenden Burg. Die noch stolz in die Lande schaut, ist der Glopper oder Neuems, die gebrochene, das Tal höher überragende die Ruine Altems. Der Markt selber, ein stattlicher Ort, mit 5700 Einwohnern, drängt sich auch so reizvoll ans Gebirge, dass er schon manchem Maler als Vorlage diente.

Geschichte und Gegenwart, Romantik und Praktik gehen in Hohenems merkwürdig durcheinander. Eine grosse Baumwolldruckerei arbeitet, die Webstühle sausen und ein stattliches Schwimmbad inmitten des Marktes trägt den Zug moderner Gesundheitspflege in den volksbelebten Ort. In der Pfarrkirche aber, einer der schönsten des Landes, ruhen die ehemaligen ritterlichen Geschlechter



Neu-Hohenems gegen Rheintal und Säntis.

derer von Ems. Der Erbauer der Kirche,
der im Jahr 1570 verstorbene Jakob Hannibal I., steht, mit dem Feldherrngewand angetan, als Steinbildnis in einer Nische über dem Kirchenportal, und eine lateinische Inschrift meldet den Ruhm des Grafen. Das Bild eines andern, Caspar von Ems, finden wir auf dem graumarmornen Sarkophag, der im Innern an der Mauer des Gotteshauses sich lehnt, und eine Gedächtnistafel für mehrere seines Geschlechts am Hochaltar. Das schönste Andenken aber hat sich der Minnesänger Rudolf von Ems, der 1254 auf einem Hohenstaufenzug in „welschen richen“ starb, durch seine frommen und sittenreinen Lieder erworben.

In der Nähe der Kirche erhebt sich der „Palast“, den der aus dem Geschlecht der Hohenems hervorgegangene Kardinal Marx Sittich und Graf Caspar, dessen Sarkophagbild wir in der Kirche

gesehen haben, in italienischem Stil bauen liessen, doch sind der Vorhof, die Lust- und Tiergärten, die ihn einst umgaben, die reiche Bibliothek und Ahnengalerie, die das Schloss einst schmückten, nicht auf die Gegenwart von Ems gekommen. Ein anderes Andenken an den Grafen Caspar ist die Synagoge des Marktes, die einzige, die es in den westlichen österreichischen Landen gibt. Er nahm 1617 gegen ein Jahrschutzgeld von zehn Gulden auf den Kopf etwa hundert israelitische Familien in Hohenems auf, die, jetzt anderthalb hundert Seelen stark, meist in den schönen Häusern einer Nebenstrasse wohnen. Überhaupt erscheint Graf Caspar als ein Mann, der seine Tatkraft auf verschiedenen Gebieten entwickelte. Unter seiner Regierung entstand in Hohenems die erste Buchdruckerei Vorarlbergs. Das bedeutendste Werk, das daraus hervorging, war die 1616 erschienene „Hystorische Relation oder Eygendtliche Beschreibung der Landschafft vnderhalb St. Lucis Steyg vnd dem Schaffberg beiderseyts Rheins“ usw., eine Vorarlberger und Liechtensteiner Chronik des aus Schwaben stammenden Hans Georg Schlee, gewöhnlich „Emser Chronik“ genannt, ein Buch, das mit seinen 95 Wappen in Holzschnitten einen hervorragenden bibliographischen Wert besitzt.

Am südlichen Ausgang des lang an der Reichsstrasse hingedehnten Fleckens liegt das Schwefelbad Hohenems, das neuerlich wieder in freundlichen Aufschwung gekommen ist; der schönste Spaziergang aber führt auf die trotzig über dem Markt in das Rheintal spähende Feste Hohenems. Die beiden Schlösser Alt- und Neuems wurden im Jahre 1407 in den Appenzellerwirren durch Hunger und Donnerbüchsen, die man damals in Vorarlberg neu kennen lernte, zu Fall gebracht und zerstört, doch von den Edlen von Ems wieder aufgebaut und in Ehren gehalten, bis das Geschlecht, das auf den Schlachtfeldern Deutschlands und Italiens den Ruhm hoher Tapferkeit erworben hatte, zerfiel. Nun ist nur noch Neuems bewohnt, über die Trümmer von Altems aber breitet sich die grüne Wildnis. Sie versöhnt mit dem schweren Gedenken an den unglücklichen Königssohn Wilhelm III. von Sizilien, der am Ende des 12. Jahrhunderts von Kaiser Heinrich VI. gefangen und geblendet auf Altems gebracht wurde, und nichts von der üppigen Landschaft hat sehen können, die sich weit und herrlich zu Füssen des Schlossberges dehnt.

Zwischen den Felsenhügeln der beiden Burgen und den jäh ansteigenden Waldwänden der 1649 Meter aufragenden Hohen Kugel liegt das anmutsvolle Gelände der Emser Reute, die mit Dornbirn durch einen reizenden Spazierweg verbunden ist. Bei dem Weiler der Emser Reute sind wir aber schon auf dem Wege in ein stimmungsreiches Alpenidyll, nach Dorf Ebnit. Es liegt drei Stunden von Ems in freundlich alpenhaftem, doch so abgelegenem Hochtal, dass die Bewohner jetzt noch für den Verkehr mit dem Rheintal auf die Säumerei, Reit- und Lastpferde angewiesen sind. Steil steigt der Weg, mit wundervollen Ausblicken auf die Schlösser von Ems, die Rhein- und Bodenseelandschaft, auf die zwischen der Hohen Kugel und dem Schönen Mann eingesenkte Fluregg, und von der Mörzelspitze, dem Hochälpele und Hohen Freschen überwacht gegen die frische Alpenlandschaft von Ebnit. Ebnit, 1095 Meter hoch, ist ein kleines, liebliches Dörfchen von zweihundert Einwohnern, und schon aus den Zeiten des 14. Jahrhunderts ein im Volk hochangesehener Wallfahrtsort. Am Tage der hl. Maria Magdalena, so will die Überlieferung, komme die Gottesmutter von Einsiedeln, den Berg in ein Strahlenlicht setzend, über die Hohe Kugel nach Ebnit gewandelt. Die Sage erzählt auch von einem Augustiner- und Paulinerkloster, das es vor Jahrhunderten in Ebnit gegeben habe, und das Volk zeigt die Mönchshöhle, in der die ersten frommen Brüder gehaust hätten. Im Hintergrund des Gotteshauses befindet sich eine alte, kunstvolle Nachbildung des hl. Grabes, auf dem Hochaltar steht die Statue der hl. Maria Magdalena, in den Fenstern leuchten wappengeschmückte Glasgemälde, im Turm aber hängt jene alte Glocke, von der erzählt wird, die Bauern hätten sie in den Unruhen des Jahres 1525 in Hulzingen entführt, um daraus ein Geschütz zu giessen, sie seien aber dabei vom Grafen von Hohenems überrascht und auf seinen Befehl, fünfzig an der Zahl, an den Eichen längs der Leiblach aufgehängt worden.

Glücklich, wer in dem weltfernen Alpental unter den schlichten, altväterisch gebliebenen Menschen weilen und Sommerfrische halten kann. Uns drängt die Wanderlust ins Rheintal zurück, durch Weiler und Dörfchen, die im Grünen stehen, wandern wir von Hohenems in das nur ein Stündchen entfernte Götzis.

Der Markt Götzis ist wieder ein reizender Ort, doch nur halb so gross wie Hohenems, und auch im Bild von ihm sehr verschieden.

Hohenems schaut von drei Seiten frei und weit in die Ebene, Götzis birgt sich wie ein Kind, das hinter der Tür hervorschaut, hinter den Kummerberg, ein seltsam in die Ebene hinausgerücktes Vorwerk des Gebirgs. Der wie Hohenems mit einem Schwimmbad ausgerüstete Ort hat zwei Schaustücke, die lieblich gelegene neue, doppeltürmige Kirche und die Ruine Neumontfort auf einsamem Felsenkegel am Eingang der Klause. Die Klause ist ein Engpass zwischen dem eigentlichen Gebirge und der bewaldeten Felseninsel des Kummerbergs. Der Bützenbach, deutlicher aber der Kummerberg, scheidet von uraltersher das Vorarlberger Unter- und Oberland. Im Buchenschatten wandern wir nach dem Wallfahrtsort St. Arbogast und grüssen in stillem Tal zuerst die Kapelle. Sie ist dem hl. Eligius gewidmet, der in Vorarlberg als wundertätiger Schützer der Pferde gilt. Ein hübscher Gedanke, dass die durch den menschlichen Unverstand unter aller Kreatur am meisten gequälten Pferde auch einen sich ihrer erbarmenden Heiligen haben sollen.

Um St. Arbogast, das schlicht anmutige romanische Kirchlein, klingt die Legende von dem frommen Einsiedler, der später Bischof von Strassburg geworden sei. Wie ein Traum aus ferner Zeit liegt es in tiefem Waldesfrieden. Das Messnerhäuschen und ein ländliches Gasthaus stören den Eindruck weltferner Einsamkeit nicht. Vielleicht kniet ein Wallfahrer oder eine Pilgerin, die dem Heiligen ihr Leid anvertrauen, in den Betstühlen des Vorhauses. Seine uralte Statue schmückt den Hochaltar, andere, die auch die Kunst vergangener Jahrhunderte bezeugen, sind der Gottesmutter, dem Apostel St. Jakob und verschiedenen Heiligen gewidmet. Das Kircheninnere selbst ist mit viel Geschmack erneuert. An den Wänden hängen die Votivbilder aus älterer und neuerer Zeit, sie zeigen, dass St. Arbogast wie St. Eligius auch ein Freund der Haustiere ist. Den stärksten Besuch erhält das Kirchlein am Annatag, 26. Juli, wo sich jedem Maler, der Volksstudien liebt, eine überraschende Fülle echtester Vorarlberger Genrebilder darbietet: Fromme Beter am Stein, der die Kniespuren des Heiligen trägt, Kreuz und Fahnen der anrückenden Prozessionen, um das Gasthaus fliegender Markt und Lustbarkeit.

Natürlich hat das von Sommerfrischlern belebte Götzis auch sonst noch manchen schönen Punkt, so die Spitze des Kummerberges, 668 Meter, von der man wie von einer Kanzel das weite Rheintal

überblickt, und die Bergweiler, über die man in leichter dreiundeinhalbstündiger Tour die Hohe Kugel ersteigt.

Wir aber flanieren dem Dorf Klaus entgegen und grüssen die Gegend des Vorarlberger Oberlandes. Von Flüssen und Bächen durchströmt, dehnt sie sich breit und weit vom Rhein in die Gebirgsbucht der Ill bis vor die Schluchtentore Feldkirchs und ist von den Drei Schwestern und den Schweizer Hochalpen überleuchtet. An der üppigen Bergflanke, die jedem Sonnenstrahl und jedem Hauch des Südwindes offen liegt, ruhen zu Füssen des Viktorsberges in Obstbaumwäldern die Dörfer Weiler und Rötis, dieses mit einem wohlbesuchten Schwefelbad, weiterhin Sulz und Rankweil. Und vom Viktorsberg schimmern Dörfchen, Weiler und Gehöfte. Die überaus milde, fruchtbare Gegend, die als der Garten Vorarlbergs bezeichnet wird, ist ein um so wonnigeres Spaziergelände, als in den Gasthäusern überall der an den Berghalden wachsende vorzügliche Eigenbauwein kredenzt wird.

Den touristischen Mittelpunkt der gesamten malerischen Gegend bildet der 3300 Einwohner zählende Marktflecken Rankweil. Von Obstgärten und Waldhöhen umsäumt, lagert er sich als ein romantischer Ort um den Frauenberg, von dessen Hang die Kirche zu U. L. Frau ins grüne Land schaut. Sie ist ein ausgezeichneter Luginsland, von ihrer Galerie schweift der Blick empor zum Rhätikon, hinüber zu den St. Galler- und Appenzellerbergen, über das ganze obere Rheintal und einen Teil Liechtensteins. Sie soll an der Stelle der ehemaligen Ritterburg Hörnlingen stehen und erinnert uns, dass Rankweil ein uralter Ort ist, die tausendjährige Gerichtsstätte Unterrhätiens. Auf dem Wiesenplan von Müsinen fand unter freiem Himmel alljährlich das unterrhätische Gangericht statt, auf dem Gerichtstag von Rankweil erschienen Kläger und Beklagte vom Thurgau, vom Arlberg, vom Walensee und Septimer, ja die christliche Legende erzählt, wie sogar der hl. Fridolin auf dem Gangericht von Rankweil klagbar geworden sei. Der verstorbene von zwei Brüdern hatte dem Kloster Säckingen seine Güter vermacht, der überlebende aber verweigerte die Herausgabe der Stiftung und höhnte vor dem Richter: „Bringe den Toten als Zeugen her.“ Siehe da! St. Fridolin ging nach Glarus, wo der Schenker begraben lag, weckte den Toten und führte ihn auf den bestimmten Rechtstag vor die erstaunten Richter. Der Tote zeugte nach Recht und wurde vom



Rankweil-Frauenberg.

Heiligen wieder nach Glarus zur Ruhe gebracht. In der Kirche zu St. Peter werden für das Seelenheil ihrer Stifter, der Merowinger Dagobert I. und Siegebert I., stets noch die von ihnen festgesetzten jährlichen Messen gelesen. Und das nun bald dreizehnhundert Jahre. Ein Grabstein aber beim Eingang des Gotteshauses meldet aus der Franzosenzeit beredt: „Sigmund Nachbauer starb als Opfer seiner Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus den 25. Oktober 1813 in Ingolstadt, wohin er als Geisel gebracht worden war."

Die Gegenwart hat Rankweil zweierlei gebracht, wegen seiner Wasserkräfte eine grosse Baumwollspinnerei, und wegen seiner Naturschönheit ansehnliches Fremdenleben, dazu ein hübsches Schwimmbad.

Höher als Rankweil liegt das ihm engbenachbarte Batschuns am Eingang des Laternsertales, aus dem die Frutz in die Ebene hervorströmt. Sonnig schaut der Ort, über den bereits im nächsten

Jahr eine Kunststrasse von Rankweil nach Laterns gebaut werden soll, auf die im Flachland erflimmernden Dorfschaften, und ist wegen seiner schönen Lage, zu der sich das reizvolle Bild des Schlosses Weissenburg gesellt, Sommerfrische geworden. Ein wunderschöner Spaziergang führt durch die mit Buchenwäldern geschmückte Gegend höher nach Datins hinan. Über der malerischen Wildschlucht des Frödischbaches gelegen, gewährt es einen grossartigen Ausblick auf den Säntis und die Drei Schwestern. Über Dafins führt der leichteste Aufstieg auf den 2006 Meter hohen Gipfel des Hohen Freschen, dessen Aussicht eine der berühmtesten Vorarlbergs ist. Eine halbe Stunde unter der Spitze ist eine bewirtschaftete Unterkunftshütte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins eingerichtet.

Von Rankweil steigt durch prächtig kühlen Buchenwald ein anderthalbstündiger Weg nach Übersaxen empor, einem besonders von den Feldkirchern gern besuchten, aussichtsreichen Luftkurort und Sommerfrischeplatz, ein anderer von Batschuns durch das von Walsern bevölkerte muldenförmige Laternsertal nach Laterns und dem Hinterbad. Wo man hier wandert und weilt, ist es schön, lebt man in der Fülle einer gesegneten Landschaft.

Dabei hat man den Vorzug, in der Nähe einer Stadt zu sein. Denn in Rankweil steht man schon an den Toren von Feldkirch. Feldkirch aber ist das Herzblatt des Vorarlberger Ländchens.



St. Arbogast.

# Feldkirch, Stadt und Rahmen.

Die Einfahrt aus der Ebene in Feldkirch ist eine Überraschung. Mit einem Schlag sind wir in den Engen einer grünen Bergwelt, und es ist ein Vergleich, der sich fast von selber ergibt, wenn man Feldkirch die Thermopylen des Arlbergs nennt. Rings von Höhen umdrängt, liegt die Stadt in einer Bergwiege, die eben ihren Häusern und einem Kranz duftender Gärten Raum gewährt. Zwischen den jähen Bergen aber sind vier Zugänge. Von der Rheinebene aus führen drei Täler in die Stadt, nämlich der schmale Engpass, durch welchen die Bahnen von Bregenz und Buchs hereineilen, die untere Illklamm, durch die von der Ebene her eine Kunststrasse nach Feldkirch geht und das offenere Tal, durch das man von Tisis und Liechtenstein her in die Stadt gelangt. Vom innern Walgau her öffnet sich die obere Illklamm, durch welche Bahn und Strasse von Bludenz her nach Feldkirch ziehen. Vier Berge, vier Engtäler bilden eine Topographie, die den Ankömmling leicht verwirrt und in der er einige Zeit braucht, bis er ganz sicher in den Himmelsrichtungen ist.

Lieb und traulich mutet aber Feldkirch auf den ersten Augenblick an, die geraden Strassen sind hell und breit, die Häuser mit den hohen Laubengängen heiter und freundlich; in die Gassen schaut bald ein grüner Rebenhügel, bald ein waldumkletterter Fels oder ein fernes duftiges Berghaupt; um die südlichen Höhen fliesst ein Hauch inniger Üppigkeit, die durch den grünen Kessel eilende, von einer alten und einer neuen Brücke überspannte Ill aber fächelt der Stadt kühle Luft zu. Stadt — und doch überall Natur mit ihrem Leuchten, Reden und Schweigen.

Was Wunder, dass das 5000 Einwohner zählende Feldkirch, „die kleine Stadt mit den grossen Erinnerungen“, wie es Ludwig Steub getauft hat, lebhafter Fremdenort ist. Der Freund der Geschichte und der alten Künste kommt darin auf seine Rechnung.



Feldkirch.


Schattenburg bei Feldkirch.

Jeder Laie erkennt auch, dass der Ort der strategische Schlüssel für Krieg und Frieden der gegen den Arlberg hin gelegenen Landschaften von jeher gewesen ist, dass er mit seinen Bergen und Ausgängen einen von der Natur selber geschaffenen, wohlangelegten militärischen Fuchsbau bildet. Das gab wohl den ersten Anlass zur Erbauung der Schattenburg, die mit dem Ernst des Mittelalters auf das heitere Stadtbild herniederblickt. In der Burg nisteten sich schon früh die Montforte mit ihren Rittern, Knappen und Knechten ein, doch ist es nicht einmal wahrscheinlich, dass sie die ersten gewesen sind, die den kriegerischen Wert Feldkirchs zu schätzen wussten. Als Ansiedelung ist seiner schon im Beginn des 10. Jahrhunderts gedacht. Zum erstenmal wird es im 13. Jahrhundert Stadt genannt. Ihre Jugend war erfüllt vom Kriegslärm der Montforte. Der zu Feldkirch sitzende Stamm von der „schwarzen Fahne“ lag in häufigen Händeln mit seinen Vettern von der „roten Fahne“, die von Bregenz über das vorarlbergische Unterland und von Schloss Werdenberg aus über Vaduz und den Walgau herrschten. Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts ging aber ihr Ritterleben auf der Schattenburg zu Ende. Feldkirch, das sich durch klugen Bürgersinn ausserordentlich viele Rechte und Freiheiten erworben hatte, geriet 1390 um die Kaufsumme von dreissigtausend Gulden an die Herzoge von Oesterreich, die, nachdem sie schon 1363 die kleine Herrschaft Neuburg am Rhein erworben hatten, mit dieser Besitzergreifung den wichtigsten Schritt zur Gesamterwerbung Vorarlbergs taten. Sie liessen die Stadt durch Vögte verwalten, die Feldkircher aber waren schlau genug, den Freibrief, der ihnen die grossen Selbständigkeitsrechte verbürgte, in die Verwahrung der Stadt Zürich zu geben, die sich von Oesterreich losgelöst hatte. Die Vögte versuchten von den Stadtfreiheiten abzubröckeln, was abzubröckeln war. Die Chronik erzählt aber auch von vielen fröhlichen Tagen, welche die Habsburger, Maximilian I. voran, in den Mauern Feldkirchs und beim feurigen Ardetzerwein begingen.

Die Mauern sind gefallen, mit ihnen viele Türme, die der Stadt das mittelalterlich malerische, wehrhafte Aussehen gaben. Als trotzige

Zeugen der alten Befestigungsanlage stehen noch der Wasserturm an der Ill, das Churertor und der Katzen- oder „dicke Turm", „Katzenturm", weil darin die alten Geschützmörser, die „Katzen" aufbewahrt worden sind. Jetzt hängt in diesem Turm die grosse anderthalbhundertzentnerige Glocke von Feldkirch, die mit ihrem mächtigen Erzklang die Stadt nur zu den feierlichsten Gelegenheiten grüsst. Bei der Niederlegung der Türme und Wälle war Feldkirch vielleicht zu sehr vom Neuerungsdrang beseelt; manches alte, stimmungsvolle Bildchen ging damit unwiederbringlich dahin, dafür hat die Stadt allerdings die Blumengärten angelegt, die jetzt ihr Weichbild umziehen. Mit den Türmen ist das vornehme Patrizierleben verschwunden, das ihr einst das gesellige Gepräge gab, die Runde der vielen Feldkircher Offiziere, die von Krieg und Schlacht in deutschen Landen, Spanien und dem Türkenreich zu erzählen wussten. Tapfere Handegen und fromme Prälaten — das ist der geschichtliche Ruhm der zahlreichen Feldkircher Junkerfamilien.

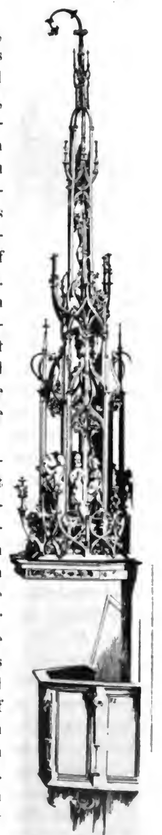
In der Gegenwart ist die Stadt der Sitz des k. k. Kreisgerichtes für Vorarlberg, das in einem monumentalen Neubau untergebracht ist, der Handelskammer, der Finanzbezirksdirektion und einer Bezirkshauptmannschaft. Industrie, ein auf mehrhundertjährigen Überlieferungen beruhender Handel und ein wachsender Verkehr bringen Treiben und Bewegung in ihre Gassen. Dazu der Umstand, dass Feldkirch von den Fremden gern zu längerem Aufenthalt gewählt wird. Die Industrie namentlich ist bedeutend. Ihr ältester Sitz ist der vor vierhundert Jahren angelegte städtische Mühlenkanal, der die Spinnerei Ganahl, Mühlen und zahlreiche kleinere Werke treibt, welche die altangestammte, lebhafte Gewerbetätigkeit der Stadt fortsetzen. Ausserhalb der Stadt gegen Giesingen hin befindet sich die grossartige Spinnerei der Firma F. M. Hämmerle.

Feldkirch besitzt auch ein blühendes Schulwesen. Neben dem Staatsgymnasium besteht das Jesuitenkollegium mit vollständigem Privatgymnasium, und dem grossen Pensionat Stella matutina, in dem Zöglinge aus den vornehmsten katholischen Familien der verschiedensten Länder ihre Erziehung erhalten. Der Garten des Kollegiums, insbesondere aber sein naturhistorisches Museum, eines der reichsten Europas, ist die erste Sehenswürdigkeit der Stadt, der Zutritt dazu jedermann, der darum bittet, von den Patres gestattet.

Aber die alte Kunst, von der wir gesprochen haben? Ihr

edelster Schrein ist die spätgotische Pfarrkirche, das 1478 geweihte Meisterwerk des Baumeisters Hans Sturm. Ihr wundervolles Kanzeldach und der aus Sandstein kunstvoll gehauene Kanzelfuss, die von einem ehemaligen Sakramentshäuschen herrühren, ebenso die „Verwandtschaft Christi“, ein reichgegliedertes Holzbildwerk, dann ein herrlich geschnitzter, goldstrotzender Marienaltar von J. Rudhart, reden von der hochausgebildeten Kunst des anfangenden 16. Jahrhunderts. Zu der Plastik gesellt sich mit einer herrlichen Kreuzabnahme auf dem St. Annenaltar die religiöse Malerei jener Zeit. Auch in den andern Gotteshäusern, sowie auf dem seit dreieinhalb Jahrhunderten im Gebrauch stehenden Friedhof der Stadt und im Rathaus gibt es mancherlei Denkmäler der Kunst älterer und neuerer Zeit, in der Ratsstube namentlich kostbare Schnitzereien, auf der altehrwürdigen Schiessstätte geschichtlich merkwürdige Scheiben.

Wälder, Klüfte und Berge bilden den Naturrahmen Feldkirchs. Ein leichter Spaziergang führt in die untere Illschlucht. Wie stehen da stimmungsreich uralte Häuser und Hütten an den schäumenden, strudelnden Wassern. Durch die Kulissen der mächtigen, grauen Felswände, zwischen denen der Fluss drängt, blickt man in die Sonnenhelle des Rheintales wie in eine andere Welt. Über der Schlucht winkt linkerseits der Margaretenkapf, eine der Aussichtshöhen der Stadt. Da umfängt uns Schlachtengedenken. Bei der Margaretenkapelle und einem turmartigen Hause tobte 1799 der Kampf der Feldkircher und Vorarlberger Schützen gegen die Franzosen. „Diesen Denkstein weiht seinen heldenmütigen Söhnen, welche hier am 22. und 23. März 1799 vereint mit Oesterreichs tapfern Kriegern unter General Jellačich gegen Massenas Übermacht siegreich kämpften, das dankbare Vaterland. Errichtet 1855.“ So meldet eine Inschrift.



Kanzel in der Pfarrkirche zu Feldkirch.



Aus Levis bei Feldkirch.

Höher führt der Weg in den Park und zur Villa der kunstsinnigen Familie von Tschavoll, in welche zu bestimmten Zeiten der Zutritt gestattet ist. Zwei herrliche Gestalten „Kunst“ und „Wissenschaft“ des in Berlin lebenden Feldkircher Bildhauers Hermann Meyer, und die poesiereichen Gemälde „Aus der Vorarlberger Volkssage“ von Professor Matthias Schmied haben die Villa zu einem Mekka der durch die Stadt ziehenden Freunde der neuern Kunst gemacht. Die Kuppe des Kapfes krönt eine Gloriette. Da schweift der Blick von den Felsenhäuptern, die am Arlberg stehen, bis zu einem allerliebsten Stück Bodensee, und über das Rheintal und das Appenzellerland dahin bis zu den Schneegebirgen, die sich zwischen Glarus, Uri und dem Bündnerlande türmen.

Gegenüber dem Margarethen- schnellt der Veitskapf aus der Schlucht der Ill. An ihm steht aussichtsreich auch ein Denkmal an die bereits erwähnten Gefechte von 1799, ein bei der hundertjährigen Gedenkfeier des Kampfes von der Stadt Feldkirch errichteter hoher Obelisk. Die Fortsetzung dieses Hügels gegen die Rheinebene ist der mit Villen geschmückte, mit Weinreben bepflanzte Ardetzenberg. Da wächst der feurige Feldkircher, mit dem sich die Bürger an fröhlichen Tagen erbauten und an traurigen trösteten.

An der obern Illschlucht ragen am linken Ufer der Stadtschrofen, am rechten der Burghügel der Schattenburg. Lauschige Wald- und Felsenpfade winden sich überall dahin, von der Schattenburg empor aufs Känzele, in den stillen Göfnerwald bis in die Valdunaschlucht. Ein besonders hübsches Ziel ist das Pfarrdorf Gövis, um das die Sage von einer Heidenburg und ihren Bewohnern geht, die in weissen Kleidern den Göttern unter einer grossen Linde opferten.

Vom Stadtschrofen, der das malerisch wirksamste Bild von Feldkirch gewährt, pilgert man am grossen, neuen Schlachthaus der Stadt und der Schwimmschule in der Felsenau vorbei in die lauschige

Linden- und Ahorneinsamkeit von Mariagrün. Sie erschliesst den stimmungsvollen Ausblick auf den innern Walgau bis gegen Bludenz. Unwillkürlich kommt man in dieser Idylle ins Pläneschmieden, ein schönes Ziel lockt mehr als das andere, und wer die Wahl hat, hat auch die Qual. Jenseits der Ill grüsst lieb und freundlich Übersaxen, diesseits Amerlügen, die vielgepriesene Hochaltane von Frastanz am Eingang des Saminatales. Und hier und dort hat Sommerfrischeleben seine fröhlichen Banner gepflanzt.

Wandern wir aber von Feldkirch die Kunststrasse, die durch die untere Illschlucht in die offenen Weiten der Rheinebene führt, so geraten wir in die liebliche Hügellandschaft des obern Schellenbergs, vielleicht in das ländliche Bad Nofels, dessen Ruf durch eine altbekannte Schwefelquelle begründet ist, oder empor auf die jetzt dem Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este gehörende Ruine Tosters, einem Schlosse, das im Appenzeller Krieg gebrochen, nur noch als düsterer Turm in den tiefen Frieden der Landschaft schaut. Bei der altehrwürdigen Korneliuskirche unterhalb der Ruine rasten wir unter einer mehr denn tausendjährigen Eibe, die zu den merkwürdigsten Bäumen Oesterreichs zählt.

Der grelle Pfiff der Lokomotive weckt uns aus der Träumerei unter dem Schattendach des greisen Baumes. Sie braust hinüber ins Fürstentum Liechtenstein. Dieses Prachtländchen ist von Feldkirch, das auch mit der Schweiz vortreffliche Verbindungen besitzt, so leicht zu besuchen, dass es sich wirklich nur um einen Ausflug handelt. Da sind wir schon auf dem Weg!



Feldkirch, Schattenburg: Schlosshof.

## Liechtenstein, vom Schellenberg zur Luziensteig.

FELDKIRCH-BUCHS! In scharfer Kurve braust der Zug um den Ardetzenberg durch die Fruchtgelände von Tosters an dem durch ein Exerzitienhaus bekannten Tisis und an der „Letzi“ vorbei, der früher durch eine Verteidigungsmauer gekennzeichneten Grenze Vorarlbergs und Liechtensteins. Unter den Felsenmauern der Drei Schwestern am Rande eines grün erflimmernden Tannen- und Buchenforstes winkt Schaanwald, das erste liechtensteinische Dorf, und gleich darauf Nendeln, das zweite.

Der Name Nendeln klingt in der Altertumskunde des Fürstentums. Am Waldsaum des Dorfes liegt mit den Resten ihrer Gemächer eine römische Villa blossgelegt, bei deren Ausgrabung Münzen, Topfscherben und eherner Zierat von Pferdegeschirren zum Vorschein kamen. Was uns namentlich veranlasst, schon am Eingang des Fürstentums Halt zu machen, das ist ein Besuch des Schellenbergs. Was ist das für ein merkwürdiger Querriegel von Fels und Wald, der von Tosters schief über die Rheinebene zum Strom hinausläuft? Ein altes Felsenriff wohl aus dem Urbodensee! Von Schaanwald und Nendeln ziehen sich wie Parkwege anmutende Strassen zum Schellenberg hinan. Er ist ein liebliches Naturbild, ein malerisches Gemenge von Dorfidyllen, Wald- und Wiesenstimmungsbildern, tiefem Schatten, sonnigen Lichtungen, von stillen Tälchen und Aussichtshöhen, die talauf, talab und hinüber ins schweizerische Hochgebirge blicken. Bauerndörfer, hier Mauren, dort Eschen, nach dem der Schellen- wohl auch Eschnerberg genannt wird, erheben ihre Giebel aus Fruchtbaumwäldern, und durch die Forste dahin flüstern die Schicksale des mächtigen Adelsgeschlechtes, das einst auf dem Berge gesessen hat. Über dessen gebrochenen Burgen Alt- und Neu-Schellenberg klettert aber jetzt das Dickicht und spielt der falternde Schmetterling. Auf der Höhe

steht waldumkränzt in lauschiger Stille, doch mit stattlichen Gebäuden das Frauenkloster Schellenberg. Durch seine Gärten und Wiesen wandeln die Schwestern der Kongregation zum kostbaren Blute im dunkeln Kleid und pflegen ihre kleine Landwirtschaft.

Wir wenden uns auf verträumten Pfaden gegen den Rhein. Durch die Lücken des Waldes schimmern bald hier, bald dort Kirchen und Dörfer, Ruggell, Gamprin und hart am Rheine das mit der Schweiz durch eine Brücke verbundene Bendern, alle von üppigstem Pflanzenwuchs umwallt. Zu den liechtensteinischen grüssen die Menge der st. gallischen Dörfer herüber, die am Eingang des Toggenburger Tales zerstreut auf grünen Höhen liegen, insbesondere Buchs und der weisse, schwere Schlosswürfel der den Jahrhunderten trotzenden Burg Werdenberg.

Bendern.

Aus der sich südwärts gegen das Bündnerland dehnenden Rheinebene hebt sich in überraschender Schlankheit eine gotische Kirchennadel. Es ist der Turm von Schaan, der das Talgelände von ganz Liechtenstein überblickt und gewissermassen das Wahrzeichen des Fürstentums bildet. Schnurgerade läuft die Strasse von Bendern eine herbe Wegstunde lang durch die Rheinniederung auf die Nadel hin. Kristallklare Bäche und Entwässerungskanäle durch-




Schaan
m. d. Drei Schwesternzuge.

schneiden die topfebene Rheinlandschaft, im Talwind, der von den Bergen streicht, schwanken die Weiden und Erlen auf den hohen Dämmen, welche die Liechtensteiner gegen die Überschwemmungen des Rheins aufgeworfen haben; in den klaren Wassern schnellen die Forellen, aus dem Ried erhebt sich der Entenflug. Schon schimmert im Vordergrund wie ein Schönheitsversprechen Schloss und Dorfschaft Vaduz am Fuss des gewaltigen Gebirgszuges der Drei Schwestern. Und das Örtchen dort, das wie ein Schwalbennest am Nordabsturz der drei



Vaduz
mit Falknisgruppe.

Schwestern klebt? Das ist Planken, einer unter den vielen Aussichtsbalkonen Liechtensteins. Und da sind wir nun in Schaan, das gross und ansehnlich unter dem Luftspiel seines Kirchhelms liegt.

Die sanft gegen Vaduz ansteigende Strasse belebt sich, die grossen Spinnerei- und Webereigebäude von Mühleholz sagen uns, dass Liechtenstein kein blosses Alpenländchen ist, sondern sich mit Vorarlberg in blühendes Industrieleben teilt. Aus grauenvoll zerklüfteten Schluchten strömen die Wasser, die Spindeln und Stühle und die Maschinen des Elektrizitätswerkes treiben, das Vaduz und seine Umgebung mit Licht bedient. Im Waldesdunkel einer der Schluchten modert am Fussweg von Vaduz nach Gaflei die Ruine Schalun, vom Volk das „wilde Schloss“ genannt, herrlich in den Hochlüften aber stehen die Gipfel des Dreischwesternzuges.

Geschmackvolle neue Villen, die über das Tal ausschauend in Weinbergen stehen, bilden das Vorspiel der Residenzidylle von Vaduz, des ländlichsten aller Fürstensitze. Das an den Burgfelsen seines Schlosses hingeschmiegte Vaduz ist wirklich nur ein Dorf, doch ein lieber, heimeliger Ort, der seinem alten romanischen Stammnamen val dulcis alle Ehre macht. Um die Häuser wallen die Baumkronen so üppig und mächtig, als möchten sie das Dorf unter ihren Laubdächern begraben; in den Gärten blüht und duftet es, als ob der Föhn ein Stück Südlandszauber über die Alpen dahergetragen habe, und die langen, linden Blätter des Mais, die Pracht der Walnussbäume und die Weingärten helfen mit, dass uns Südlandsgedanken umschmeicheln.

Was bedarf's da gross der Sehenswürdigkeiten? In der Tat besitzt aber die liechtensteinische Residenz doch ihrer zwei. Die eine ist die vor etwa dreissig Jahren nach den Plänen des Dombaumeisters Schmid aufgeführte Kirche, deren edle gotische Formen sich wirkungsvoll vom dunkelgrünen Laubwald des Schlossfelsens abheben. Die andere ist der erst vollendete, licht getönte, mit einer reichen Ornamentik geschmückte Spätrenaissancepalast des fürstlich liechtensteinischen Regierungsgebäudes, in dem an Stelle des Fürsten der Landesverweser residiert, der Saal des Landtags und die Bureaux der Behörden eingerichtet sind. Dazu gesellen sich einige vornehm stattliche Häuser ältern Ursprungs, die sich aristokratisch aus den Bauernheimwesen herausheben, und wenn Vaduz auch die glänzenden Uniformen, die sonst in das Bild einer Residenz gehören,

fehlen, spürt man doch, dass hier etwas Besonderes spielt.

Ein guter Geist verbindet Fürst und Regierung mit dem Land; jede Anregung, die das Volks- und wirtschaftliche Leben des Fürstentums fördern kann, findet im Regierungspalast verständnisvolles Echo. Grosse, öffentliche Werke bezeugen die segensreiche Zusammenarbeit der leitenden Behörden und des Volkes. Dazu gehören namentlich die gegen den Hochrhein aufgeworfenen Dämme, die das ohnehin nur schmale Kulturland am Fuss der Berge vor Verwüstung schützen, die trefflichen Wildwasserverbauungen, welche die schädlichen Muhrbrüche an den Hängen der Berge beschränken, das vielverzweigte mustergültige Strassennetz, das nicht bloss die Dorfschaften, sondern auch die entlegensten Alpen untereinander durch wohlgepflegte Fahrwege verbindet, als wäre das Ländchen ein einziger Park, und die vorzügliche Alp-, Forst- und Jagdwirtschaft, deren sich Liechtenstein erfreut.

DER „STIEG“ Naturpark in Vaduz

Es gibt keinen öffentlichen Raum, keine Stube ohne das Bild oder die Büste des gegenwärtigen Landesfürsten, Johannes II. Sie weisen die vornehme, sympathisch berührende Gestalt eines in den Sechzigern stehenden Kavaliers von geistvollen, feinen Zügen, und wenn man die Rede auf den Souverän des Landes bringt, dann klingt

die herzliche Hochachtung und Verehrung, mit denen die Liechtensteiner ohne Unterwürfigkeit, aber dankbar von ihrem Landesvater sprechen, wohltuend an. Auch er darf sich seines Völkleins freuen, das, wie die gehaltvollen Jahrbücher des historischen Vereins des Fürstentums beweisen, geistige Interessen pflegt.

Kein Wunder, dass sich in Vaduz, in Liechtenstein überhaupt, der Fremde behaglich angemutet fühlt, dass, wer den zwölfhundert Seelen starken Ort einmal besucht hat, gern dahin wiederkehrt. Durch das ganze Fürstentum begegnen wir dem hellen Gruss einer lebhaften, intelligenten und tätigen Bevölkerung, die freundlich Antwort gibt, wenn wir uns auf das Ausforschen von Land und Leuten verlegen. An den Strassen stehen gute Landgasthöfe und Wirtshäuser, in denen man den feurigen Vaduzer Wein und frische Bachforellen mit freundlichem Wort gewürzt bekommt. Vaduzer Wein! Sonnenstrahl und Föhnglut wohnt darin.

In Vaduz erinnern wir uns gern, dass aus seiner Bürgerschaft im Gegensatz zu der praktisch-wirtschaftlichen und künstlerisch-technischen Veranlagung des Vorarlberger-Liechtensteiner Völkleins ein Tondichter von Ruf aufgewachsen ist, Josef Gabriel Rheinberger, der als Komponist von über zweihundert Musikwerken, Kinderliedern und Männerchören, namentlich aber grosszügiger Orgelsonaten und als genialer Lehrer auf dem Gebiete des Kontrapunktes eine Kraftgestalt der neuern Musikgeschichte bildet. Geboren 1839 als ein Sohn des damaligen fürstlich liechtensteinischen Rentmeisters, spielte schon der Knabe die Orgel in der Kirche von Vaduz mit Auszeichnung; sein grosses Feld aber fand Rheinberger später in München, wo er, reich an künstlerischen Ehren, 1901 gestorben ist.

Vom Felsen von Vaduz leuchtet das Schloss Vaduz weit über den Rhein. Durch die Weinberge, in denen der berühmte Schlosswein wächst, führt die Fahrstrasse, an der jähen grünen Waldwand winden sich lauschige Zickzackwege empor. Der Eingang in die grosse romantische Halbruine befindet sich auf der Terrasse hinter der Burg, auf der stimmungsvoll die grünumsponnenen Forsthäuser, das alte und das neue, im Wiesenfrieden stehen und das Jagdschloss, das Absteigequartier des Fürsten, seine roten Giebel über dichte Laubkronen erhebt. An der Südostecke der niedergetürmten Burg führt zwischen der grünumwachsenen Umfassungsmauer und dem malerisch verwitterten Heidenturm, an den sich zwei mächtige Ron-

dels schliessen, der schneckenförmig gewundene Weg in den innersten Hof der Burg. Er endet an der mit einem wertvollen mittelalterlichen Flügelaltar ausgestatteten Schlosskapelle. Auf den davor liegenden Platz münden fünfzehn Türen, die den verschiedensten Jahrhunderten und Baustilen angehören. In den zum Teil restaurierten Zimmern des nicht mehr bewohnten Schlosses, das bis 1866 als Kaserne der liechtensteinischen Miniaturarmee diente, fesseln uns mittelalterliche geschnitzte Decken und schönes Täfelwerk. In einem der Gemächer befindet sich der Anfang eines landeskundlichen Museums des Fürstentums. Da steht der einzige liechtensteinische Soldat, den es noch gibt, doch ist er aus Wachs; sehr hübsch ist die Waffensammlung mit Prachtexemplaren alter Hellebarden; aus Nendeln sind römische Reste da, ein gotischer Altar mit Eligiusbild reizt unsere Aufmerksamkeit, und naturkundliche Stücke gewähren ein artiges Bild, was sich an Tierleben zu Berg und Tal im Ländchen tummelt.

In andern Räumen des Schlosses, insbesondere in der Gegend der Rondels und des Heidenturms gähnt uns zur Zeit noch der Verfall entgegen; aus halbdunkeln Räumen schreckt der Schritt die Scharen der Fledermäuse empor, da und dort wuchert die Wildnis zwischen halbeingestürzten Mauern, und um den aus mächtig dicken Mauern aufgebauten Heidenturm schwirren die Schwalben in dunkeln Wolken her. Der Turm, das massigste Bauwerk des Schlosses, soll nach der Sage schon von den Römern stammen, gewiss sind die ursprünglichsten Teile der Burg über ein halbes Jahrtausend alt. Es besteht der Plan, sie, soweit sie im Verfalle liegt, wieder stilgemäss auszubauen und dabei den Heidenturm höher zu führen, damit die durch ihre Breite etwas gedrückt wirkende Schlossanlage einen architektonischen Mittelpunkt erhält.

Jetzt ist die Burg vornehmlich ein Aufenthalt für Romantiker, die gern in alte Zeiten denken. Schwere Erinnerungen seufzen genug durch die öden Räume und die dunkeln Verliesse. In den Schwabenkriegen hatten die Einwohner der Umgebung ihre Kostbarkeiten in das Schloss geflüchtet, die Schweizer erbrachen es aber, raubten es aus und verbrannten es, wobei einige der Ihrigen, die sich im Keller am Wein gütlich getan hatten, mit zugrunde gingen. Erst im 16. Jahrhundert wurde das Schloss auf den alten Ruinen neu aufgebaut. Das Schrecklichste hat es in der Zeit des dreissigjährigen

Krieges gesehen, als der Hexenglaube seine Opfer forderte, die Kerker und Verschläge der Burg jahrelang mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt wurden, die Folterwerkzeuge und das Wehegeschrei nie zur Ruhe kamen. Der damals durch ganz Deutschland verbreitete Hexenglaube forderte von 1648 bis 1660 in Liechtenstein allein hundertzwanzig Opfer. Doch zu freundlichern Bildern!

Im Jahr 1718 huldigte im Schlosshof das Volk von Liechtenstein mit wehenden Bannern und unter dem Donner der Kanonen dem jetzigen Fürstenhaus, nachdem es von den Grafen von Hohenems durch Misswirtschaft und die Ungunst der Zeit an den Rand des Verderbens gebracht worden war. Seither gab der Besuch des Fürsten von Liechtenstein jedesmal Anlass zu einem freudigen Volksfest auf dem Schlosse.

Jetzt ist die Stille um das Schloss, die nur etwa von Ausflüglergesellschaften unterbrochen wird, so gross, dass man von der Schweiz her die Eisenbahnen pfeifen hört. An der Brustwehr des Schlossweges lehnend hat man das Dorf Vaduz mit seinen wie Ameisen herumkrabbelnden Bewohnern in Vogelperspektive unter sich. Durch die grüne Fläche der Rheinebene zieht sich von Vaduz das weisse Strässchen nach der langen Rheinbrücke von Sevelen. Jenseits der silbergrauen Schlange des Rheins schimmern am üppigen Fuss und an den Abhängen der Schweizeralpen die Dörfer. Die Berge von Chur bis zum Bodensee stehen hell, am hellsten uns grad gegenüber die schroffen Kalkhäupter von Appenzell, die Felsenkanzeln Altmann, Säntis und Hohenkasten. Mit Ausnahme der Alpentäler, die hinter den Bergen versteckt liegen, überblicken wir fast das gesamte Liechtensteiner Ländchen vom Rhein empor zu den Felsenspitzen des Dreischwesternzuges. Soweit die Berge grün sind, glänzen an sonnigen Wiesenhängen zwischen den Baumschlägen des Waldes Häuserpunkte auf. Das muss ein herzerfreuliches Wandern empor in die bewegte Berglandschaft sein.

Wir fliegen aber zunächst in jenes Stück der Rheinebene aus, das zwischen Vaduz und der bündnerischen Landesgrenze am Talriegel der Luziensteig gelegen ist. Eine Halbtagpartie! Sie führt uns der Berglehne entlang nach Triesen, einem über tausend Seelen starken Dorf, an dessen warmer Sonne es nach aufgefundenen Bädern und Backöfen schon den Römern gefallen hat. In der Gegenwart hat sich die Industrie mit Triesen befreundet, eine



St. Mammertus.

grosse Baumwollweberei ragt empor; wem aber dieser Anblick zu prosaisch ist, der erhebt den Blick zum Mammertuskirchlein, das an der Stelle der vergangenen Burg Trisuna stehen soll und einen meisterlichen Flügelaltar aus den Händen des mittelalterlichen Künstlers Jakob Rösch von Ravensburg enthält. Den Hintergrund der lieblichen Höhenstaffage bilden die von der Sonne dunkelgesengten vielen Heimstätten, Dörfchen und Weiler auf den saftigen Oasen des Triesener Berges bis an den Felsenkamm empor, der Rhein- und Saminatal scheidet.

Vom lindenüberschatteten Dorfplatz in Triesen geht die Strasse nach Balzers, dem obersten Dorf des Fürstentums. Sie setzt oft über die Schuttkegel, die bei Gewittern von den jähen Gebirgsbächen, von Rinnsalen, die zu gewöhnlichen Zeiten kaum Wasser führen, angelegt worden sind. Die bedeutendste dieser Rüfen, wie die Volkssprache die wütenden Murbäche nennt, ist diejenige aus der Lavenaschlucht. Sie gilt wegen ihrer Wildheit in der Volkssage als die Bussstätte der „Tobelhocker", der Geister derer, die in den Hexenprozessen die Rolle der Angeber spielten. Mit poetischem Gerechtigkeitssinne sühnt die Sage alle Schuld.

Seit eine hochromantische Kunststrasse von Triesen in das



Strasse
in der Lavenaschlucht.

Lavenatal führt, in seinem Hintergrund die zu einer Wirtschaft erweiterte Sennhütte als Unterkunftsstätte offen steht, ist die Schlucht ein beliebter Touristenweg. Er dient den Besteigern des Falknis und jenen Berggängern, welche die prächtige und nicht schwere Tour über den aussichtsreichen Rappenstein und die Alpe Gapfal nach der Sommerfrische Sücca im stimmungsvollen Wald- und Weidenhintergrund des Saminatales machen wollen.

Balzers liegt zu Füssen der schweizerischen Festung Luziensteig, die das Rheintal zu sperren scheint. Die oberste der fünf Brücken, die das Fürstentum mit der Schweiz verbinden, setzt den Ort mit dem st. gallischen Dorfe Trübbach in Verkehr. Den höchsten Reiz verleiht dem stillen Dorfbild die auf einem Rebenhügel ruhende Halbruine des Schlosses Gutenberg. Durch die Festigkeit seines Baues, durch die Dicke seines Turmes macht es stets noch einen bedeutenden Eindruck; mit ihm wie mit dem Schloss Vaduz beschäftigen sich Erneuerungspläne. Am Fusse der Burg, die als freier Luginsland talnieder-

blickt, steht ein von den Ordensschwestern der christlichen Liebe geleitetes Institut. Es dient den Töchtern des Landes, die eine etwas bessere als die allgemein volksmässige Schulausbildung wünschen, während den Jungen die Realschule in Vaduz ihre Räume offen hält.

Sage und Geschichte haben um Gutenberg einen reichen Kranz geflochten: die Sage mit der Erzählung von der schönen weissen




Jungfrau, die einmal ihrem Erlöser aus schwerem Bann mit einem Schatz von goldnen Schneckenschalen lohnen wird; die Geschichte aber berichtet von vergossenem Blut. Im Schwabenkrieg toste um Gutenberg die Schlacht. Unter den dreihundert Toten, welche die fliehenden Kaiserlichen zurückgelassen hatten, fanden die Schweizer den Bannerträger von Ulm, die Stadtfahne zwischen den Zähnen.

Erinnerung an Krieg und Kampf begleiten uns von Gutenberg ins obstwaldumschirmte Dörfchen Kleinmels und empor zum Katharinen-



Ruine
und Töchterinstitut Gutenberg
bei Balzers.

brunnen an der Luziensteig, wo der rotblaue liechtensteinische und der rotweisse schweizerische Grenzpfahl unterhalb der Passhöhe stehen. Das ist ein uralter Wanderweg, der Katharinenbrunnen ein zu lauschiges Plätzchen, als dass man nicht eine Weile rasten und in Gedanken das fahrende Volk vorüberwandeln liesse, das sich während der Jahrhunderte an dem frischen Quell gelabt hat. Welch ein Zug! Voran römische Kohorten, dann St. Luzius, der legendenhafte englische König, der schon ums Jahr 180 über die Steig gewandert sein soll und ihr seinen Namen zurückgelassen hat, hinter ihm die hunderte von Pilger- und Kriegsscharen, welche von Deutschland aus die rhätischen Pässe überschritten, dazu die Säumerkarawanen, die Wein aus dem Veltlin herüberholten. Der Schlachtenlärm hat zum letztenmal am 14. Mai 1799, als die Oesterreicher und die Franzosen unter den Generalen Hotze und Massena miteinander rangen, um die Luziensteig getobt. Im Herbst darauf liess General Hotze die bündnerischen Schanzen auf dem Bergkamm sprengen, und ein halbes Jahrhundert später lockte der Pfiff der Eisenbahn im Rheintal das Leben von dem Übergang hinweg. Alpenveilchen und Frauenschuh blühen ungestört am Pfad, die Vögel schlagen im Gezweig, das Sinnen und Träumen der Natur versöhnt den Fleck Erde mit seiner blutrünstigen Vergangenheit, aus der Kraut und Strauch üppig spriessen.




Magerheuen.

In der schönen Jahreszeit aber rollt von Maienfeld, dem bündnerischen Grenzdorf doch noch etwa ein Wagen über den Pass. Das Sommervolk, das ihn besetzt hält, sind Ausflügler aus dem nahen schweizerischen Weltkurort Ragaz, die dem Liechtensteiner Ländchen einen Besuch abstatten wollen.

Wir aber wenden uns nun seiner von Alpenrosen durchblühten, wonnigen Bergwelt zu, den Hochterrassen, von denen die braunen Holzhäuser in die Tiefe winken, den Felsenzinnen, die so frei und kühn ins Rheintal und auf den Bodensee leuchten.

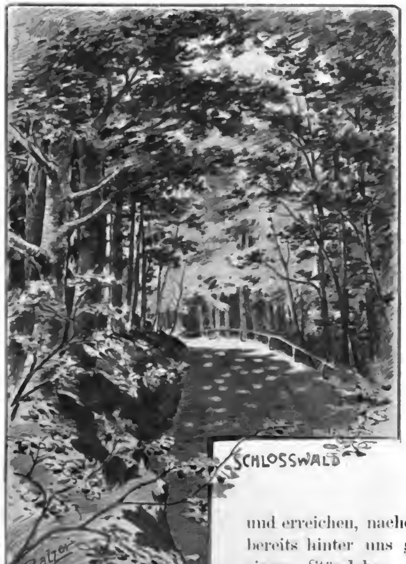


# Die liechtensteinische Bergwelt.



Alpenrosen und Edelweiss.

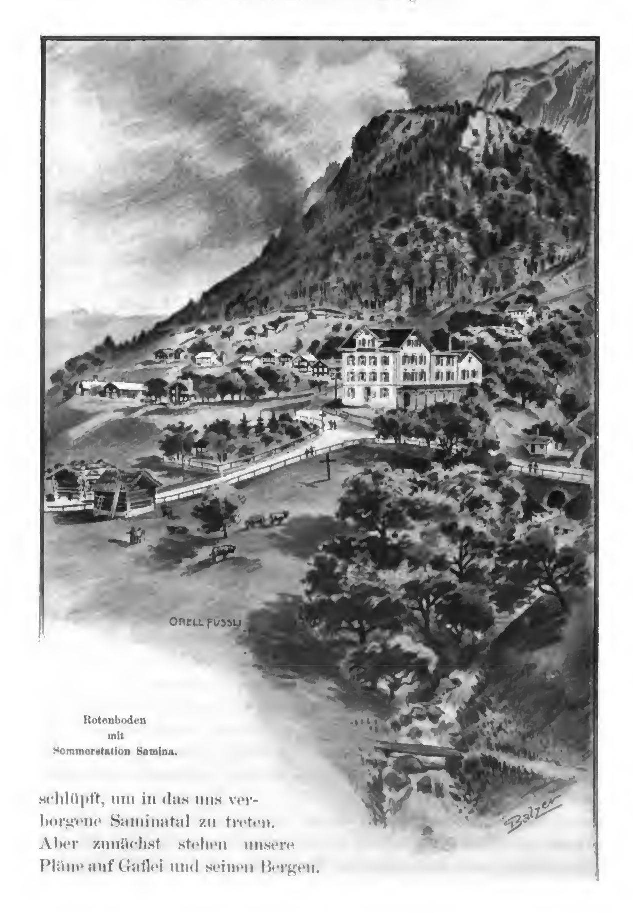
Wer von Süden in das friedliche Fürstentum getreten ist, benützt Triesen, wer von Norden kommt, Vaduz als Ausgangspunkt für den Ausflug auf den lachenden Triesenberg. Als ein weit zerstreutes Pfarrdorf breitet er sich mit Gehöften und Weilern auf Hängen und Höhen bis an den Grat des Gebirges aus. Frommenhaus, Rotenboden, Gartschind, Jonaboden, Gufer, Steinort, Lavadina, Wengerberg sind einzelne Häusergruppen der weitläufigen Gemeinde. Ihren Mittelpunkt bildet die aus dem Jahr 1767 stammende schöne Kirche des Dörfchens Triesenberg, von dem auch ein stattliches Schulhaus ins Rheintal niederblickt. Die Gemeinde ist von einer etwa zwölfhundert Köpfe starken Nachkommenschaft jener Walliser bewohnt, die, wie wir im geschichtlichen Abriss berichteten, vor etwa sechs Jahrhunderten aus ihrer ehemaligen Heimat in Liechtenstein und Vorarlberg eingewandert sind. Ein Völklein von starkem Eigengepräge, unter dem man viele wie aus Erz gegossene Charakterköpfe, mitunter auch Typen von überraschend südländischer Gesichtsbildung trifft, sind die Walser eine kraftvolle, unverbrüchlich fest am Alten hangende Bauernsame, die ihre Alpwirtschaft auf oft weit entlegene Weiden mit der ganzen Hingabe ihres Wesens treibt. Mitten in ihren Sommerfleiss hat sich aber die von der Tagesarbeit losgelöste, ferienfrohe Naturfreude der Städter niedergelassen. Samina, Masescha, Gaflei und




Alpe Sücca sind sehr angenehme Sommerfrischen im Bergbereich des Walservölkchens.

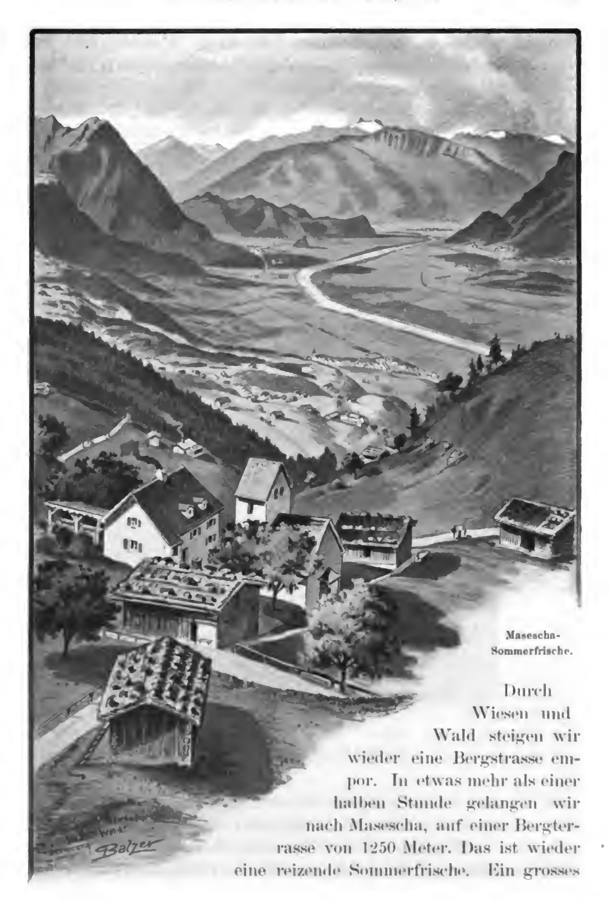
Wir steigen die Strasse empor, die beim Schloss Vaduz abzweigt und zwischen dem alten und neuen Forsthaus hindurch in den jähen, dichten, kühlen Bergwald führt. Im Zickzack wandern wir unter den schattigen Kronen, Quellengemurmel neben, Vogelschlag über uns, und erreichen, nachdem wir den Wald bereits hinter uns gelassen haben, in einem Stündchen die Häusergruppe Rotenboden, schon tausend Meter über Meer. Da steht licht und freundlich die kleine Sommerstation Samina und hält Bergschau in die sich südlich türmenden Schweizer Alpen. Das Gasthaus schaut nach den Flühen des Falknis, aus dessen Felsrinnen der Schnee bis weit in den Sommer in Streifen schimmert, es blickt nach dem Calanda, der als stolze Pyramide das hinter Ragaz gelegene Tal von Vättis abschliesst, und nach den Grauen Hörnern, unter denen der Piz Sol König ist.

Im Saminagasthaus überlegen wir: Gaflei oder Alpe Sücca? Denn wir stehen an der Wegscheide und sehen bereits, wie das Strässchen nach Sücca in den Tunnel des Triesenberger Kulmes




Rotenboden
mit
Sommerstation Samina.

schlüpft, um in das uns verborgene Saminatal zu treten. Aber zunächst stehen unsere Pläne auf Gaflei und seinen Bergen.




Mascscha-Sommerfrische.

Durch Wiesen und Wald steigen wir wieder eine Bergstrasse empor. In etwas mehr als einer halben Stunde gelangen wir nach Masescha, auf einer Bergterrasse von 1250 Meter. Das ist wieder eine reizende Sommerfrische. Ein grosses

Bauern-, ein Gasthaus und eine altehrwürdige Kapelle, nach der Volksüberlieferung die erste, welche die einwandernden Walser gebaut haben, bilden den kleinen Ort.

In der altersgrauen Kapelle fesselt uns ein Bild, dessen Stoff aus der Walser Volkslegende geschöpft ist. Es stellt den hl. Theodul




Typisches Bauernhaus (Sommerfrische).

oder, wie ihn das Volk nennt, St. Joder, dar, der im sechsten Jahrhundert Bischof zu Sitten im Wallis war, und vom Papst zu Rom, wie die Legende sagt, eine Glocke als Geschenk erhielt. Da es nicht möglich war, sie durch menschliche Hülfe nach dem Wallis

zu schaffen, zwang St. Theodul den Teufel, dessen er sich öfter als Lastträger bediente, die Glocke über die Alpen nach Sitten zu tragen. Darum ist mit dem Bischof, dem Landespatron des Wallis, der glockentragende Böse abgebildet. Das Gemälde ist als Ersatz eines alten, von neuer Herkunft. Die gleiche Darstellung war früher




in den Kirchen der Walserdörfer überhaupt sehr verbreitet, hat aber bei der Erneuerung der Gotteshäuser mannigfach andern Gemälden weichen müssen.

Schloss Vaduz, Rotenboden, Samina, Masescha — was für eine herrliche Steigerung der Aussichtsbilder! Das Entzückendste kommt noch. Das ist, wieder eine halbe Stunde höher, die Schönheitswarte Gaflei, der bekannteste und bedeutendste unter den Höhenkurorten

Liechtensteins. Das in heiterm Gebirgsstil gehaltene Kurhaus mit seinem Vorgänger, einem schlichten geschindelten Gebäude, steht, von Lärchen-, Föhren- und Tannenwald umkränzt, auf lieblicher Matte, und schaut mit ergreifendem Blick in die weit aufgeschlossene Welt, ins tiefe Tal und zu den hohen Bergen. Überall in der




Umgebung gibt es wundervolle Standpunkte, und im Rücken des Kurhauses winden sich Höhenwege auf leicht ersteigbare Spitzen. Eine darunter heisst der Pilatus. Sein Name entstand durch ein Missverständnis der österreichischen Topographen, die das volkstümliche „bi den Latten“ in den Namen des römischen Landpflegers umformten und so dem bekannten Schweizerberg einen liechten-



Gaflei
Höhenkurort.

steinischen Namensvetter schufen. Dem Pilatus hat der Humor der Sommerfrischler den Pontius als Name einer Nachbarspitze gesellt. Herrlich, was auf Gaflei



Alte Gebirgstanne.

im Wandel eines schönen Sommertages an Aussichtsbildern aufleuchtet und erlischt. Die Morgensonne überschüttet die gegenüberliegenden Schweizer Berge mit einer Flut rötlichen Lichtes und blitzt in den Fenstern der Berggasthäuser auf Alvier, Säntis und Hohenkasten wider. Sie versetzt die Schneefelder des Hausstock und Tödi in Alpenrosenglut, dann sinkt der goldene Strahl tiefer an den Bergen hinab, lässt viele hundert frohe Heimstätten aus dem Grünen blinken und setzt endlich den Rhein und die Bäche des Tals in silbernes Licht. Häuser und Dorfschaften sind nur Nürnberger Tand in diesem Tiefbild, die Strassen Spinngeweb, und wie wenn man von einem Ballon niederspäht, die kleinern Höhen ins platte Land versenkt.

Das Kurhaus Gaflei, 1500 Meter, ist Ausgangspunkt des berühmten „Fürstensteiges“, des Dreischwesternweges, den Fürst Johannes II. durch die dämonenhafte Felsenwildnis des zerklüfteten Gipsberges zur leichtern Besteigung der herrlichen Gebirgsgruppe hat bauen lassen. Er ist einer der kühnsten Pfade, die es in der Alpenwelt gibt, dabei aber vollkommen gefahrlos und an schwindeligen Stellen durch kräftige Eisengeländer geschützt. Im Zickzack steigt er durch den Alpenwald an die jähen Felsklüfte heran und windet und wendet sich durch eine Felsenwildnis, in der die abenteuerlichsten Steinklippen, zerspült und zerwaschen, wie Drachenzähne ragen. Mit einem Schauer im Herzen und doch in wonniger Sicherheit wandern wir durch die unsägliche Starrnis der Felsen, an denen die Alpenrose glüht. Da — Gemsen im Gefelse! Sie äugen nach uns, sie spitzen die Lauscher, sie stieben über die Gräte und sind uns entschwunden.



Fürstensteig.
Felsenweg von Gaflei nach den Drei Schwestern.

Die leichte Gelegenheit, Wild zu sehen, ist ein grosser Reiz, den die liechtensteinischen Berge vor mancher andern Alpengegend voraus haben. Bis in die Nähe der Kurhäuser wagen sich die

Gemsen und Rehe, so dass man ihre Rudel bei einiger Übung des Auges auf jedem Spaziergang entdeckt. In den Bergwäldern erlebt es der Wanderer, dass er unvermutet dem stolzen Hirsch gegenübersteht, oder eine ganze Hirschfamilie, eine herrliche Tieridylle,



KANZEL im grossen Dom u. GAMSECK

belauschen kann. Es gibt namentlich in den Hochforsten des Saminatales die Edelhirsche so zahlreich, dass sich ihre Menge bei einem jährlichen Abschuss von mehr denn einem halben hundert Stück nicht vermindert. Auch zu einem hübschen Bild des Vogellebens

kann es der Tourist treffen. Die Birk- und Auerhenne kreuzt, die eilig trippelnden Jungen halb unter den Flügeln, seinen Weg, doch ist dieser Anblick seltener als der des äsenden Grat- und Rotwildes.

Das grüne Rheintal abgrundtief unter uns, das gewaltige Schweizer Hochgebirge jenseits des Stromes in freier Schau schreiten wir durch das Felsenlabyrinth des Fürstensteiges. Es erregt dadurch ein lebhaftes geologisches Interesse, dass darin jüngere hellere Schichten über ältere, dunklere gelagert sind. Erfüllt von den phantastischen Eindrücken der Felsenwelt, wandern wir so ein Stündchen. Da wieder eine Biegung und über einen Kammeinschnitt wendet sich der Weg auf die andere Seite des Gebirgs. Die zauberischen Tiefblicke ins Rheintal sind verschwunden, dafür versinkt das Auge in das tiefe, walddunkle Saminatal, aus dessen Abgrund herauf das feierliche Rauschen des Talflusses in die grosse Bergeinsamkeit dringt, und blickt es hinüber zu der Hochalpenwelt der Gallina und der Scesaplana. Wir sind auf der den Jägern besonders lieben Garsellaalpe, auf der sich die Gemsen im Herbst in Herden von fünfzig oder sechzig Stück rudeln.

Zuerst rechts, dann links, dann wieder rechts am Grat steigt der Weg, welcher von hier bis zur Kühgratspitze vom Eigentümer des Kurhauses Gaflei erstellt wurde, mit wechselnden Aussichten auf die zweitausend Meter hohe Gafleispitze und auf die höchste Erhebung des Dreischwestergrates, die 2124 Meter hohe Kühgratspitze. Die schlanke Pyramide lohnt den zweieinhalbstündigen Weg von Gaflei mit einer ergreifend grossen Aussicht. In weitem Rund zucken die Gipfel der Alpen auf. Von den vorarlbergischen Höhen, den Lechtaler- und Walsertalbergen,

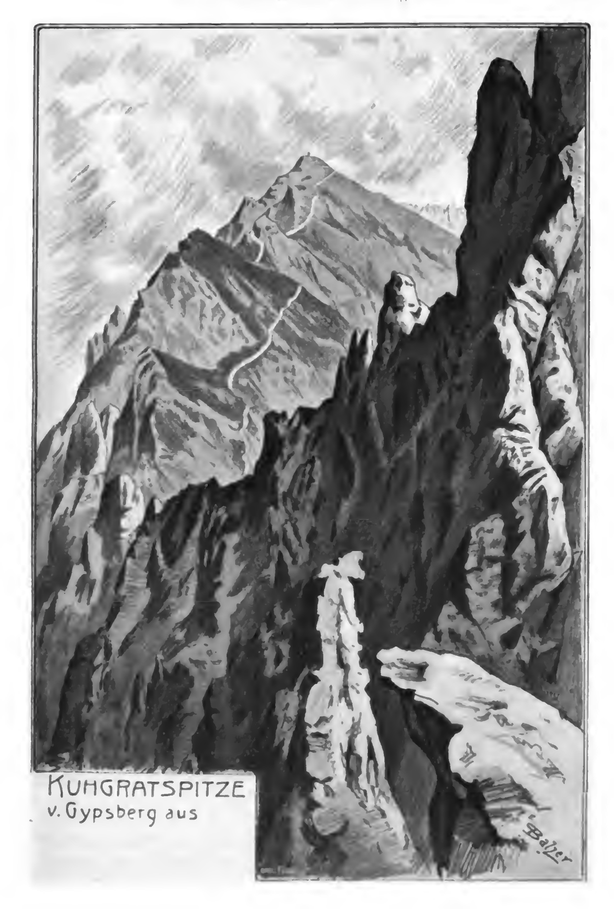


Heuschober auf Silum.




Dolomiten am Fürstensteig.

wandert der Rundblick über die Fervallgruppe, die Silvretta und die kühn hervorstechende Seesaplana, zum mächtigen Naafkopf und Falknis. Daran reihen sich die weissen Pize des Bündnerlandes, der im Hintergrund der Taminaschlucht stehende Calanda, die Ringelspitze, der Piz Sol, die vergletscherte Sardona, der Hausstock, der gewaltige Tödi, die Clariden, der Alvier, Glärnisch und Säntis




KUHGRATSPITZE
v. Gypsberg aus




KUHGRATSPITZE vom Garsellakopf aus.

und die abschwellenden Berge des Nordwestens. Von den Gipfeln halb umringt, liegen im Duft der Tiefe das Grün des




Stall auf Silum.

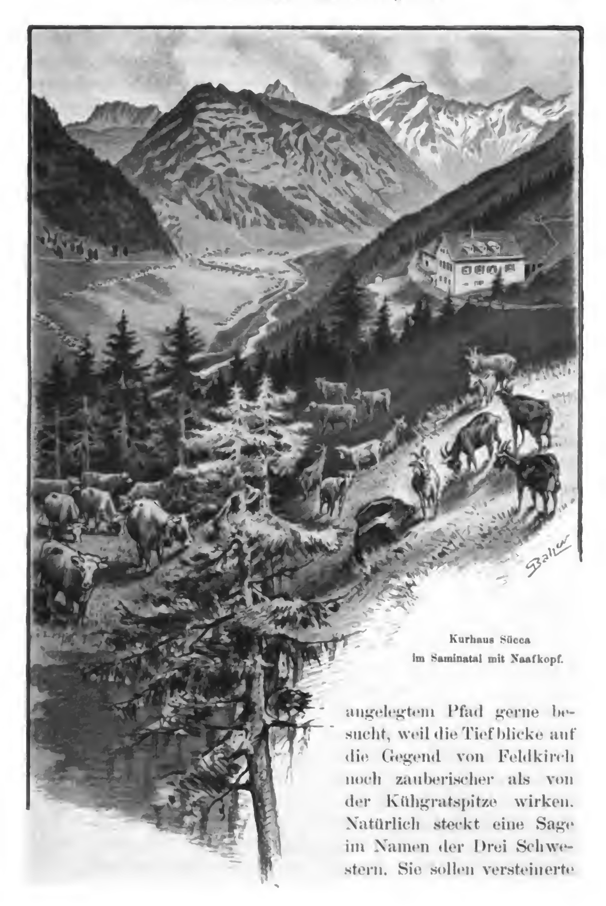
Rheintales, das Blau des Bodensees, und wie Häufchen weisser Kieselsteine erflimmern die Menge der Dorfschaften an Strand und Bergen.

Die Kühgratspitze ist der meist besuchte Punkt der Dreischwesterngruppe, eine Kanzel glücklichen Rastens, seligen Schauens. Auch die etwas niedrigern, weiter nach Norden vorgeschobenen Gipfel, der Garsellakopf an der österreichisch-liechtensteinischen



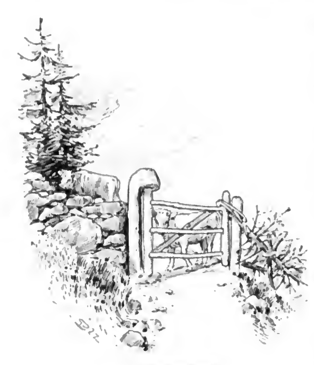

GARSELLAKOPF v.d. Kuhgratspitze aus

Grenze und die Dreischwesternspitze im engern Sinn des Wortes werden wegen ihrer leichten Zugänglichkeit auf sicher




Kurhaus Sücca
im Saminatal mit Naafkopf.

angelegtem Pfad gerne besucht, weil die Tiefblicke auf die Gegend von Feldkirch noch zauberischer als von der Kühgratspitze wirken. Natürlich steckt eine Sage im Namen der Drei Schwestern. Sie sollen versteinerte



Alpenabschluss.

Mädchen sein, die in ihrer Gottlosigkeit selbst während des hl. Messopfers Beeren auf dem Berge suchten. Um das Gebirge spielt auch die Überlieferung von Venedigermännchen, die ihre Kannen an goldführenden Brunnen gefüllt, goldhaltige Steine zusammengelesen und mit ihren Zauberspiegeln allerlei Künste geübt, oft auch Hirtenbuben reich und glücklich gemacht hätten.

Ein guter, vom Vorarlberger Alpenverein angelegter Weg führt von der Kühgratspitze, dem Garsellakopf und von den Drei Schwestern durch romantische Felsen, über Alpen, Weiden und durch Wald in drei Stunden nach Amerlügen am Ausgang des Saminatales und nach Feldkirch hinunter, so dass wir also nicht notwendig nach Gaflei zurückkehren müssen. Da wir aber dem alpenschönen Hintergrund des Saminatales noch den Besuch schuldig sind, so wählen wir doch wieder den Weg nach der Aussichtswarte von Gaflei. Das Kurhaus ist mit dem Saminatal durch einen fünfviertelstündigen angenehmen Pfad verbunden. Er erreicht das Tal am Ausgang jenes kurzen Tunnels, mit dem die Bergstrasse von Vaduz und Triesen her den Felsen des Triesenberger Kulmes durch-



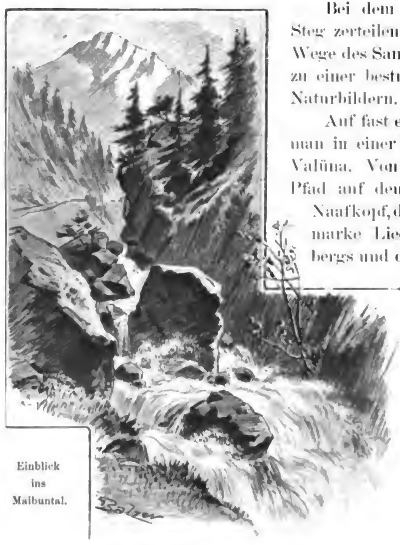
Magerheu schlitteln.

sticht. Da treten wir in das 1400 Meter hoch gelegene Kurhaus Sücca, das nur durch den nahen Grat von den Aussichten der westlichen Berghälfte getrennt ist. Es blickt auf das alpin reizvolle, weidenreiche und waldkühle Saminatal und in seinen Hintergrund, das




Sennerei.

Valünatal, sowie in seine Seitentäler Valorsch und Malbun. Durch sein kräftiges Hochgebirgsklima hat das der Gemeinde Triesenberg gehörende Kurhaus, mit dem eine grosse Viehwirtschaft verbunden ist, Ruf erlangt und bildet mit dem Maiensässendörfchen Steg, dessen braune Holzhäuser jenseits der Samina um eine Gemeindeweide stehen, eine freundliche Stätte der Erholung.



Einblick ins Malbuntal.

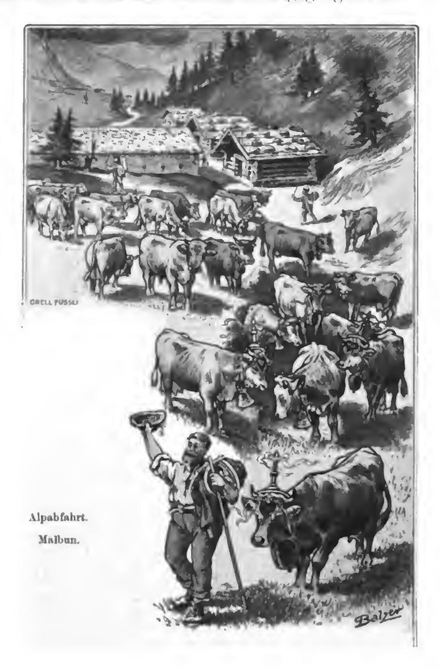
Bei dem Kurhaus und am Steg zerteilen sich die prächtigen Wege des Saminatales und führen zu einer bestrickenden Fülle von Naturbildern.

Auf fast ebenem Weg gelangt man in einer Stunde auf die Alpe Valüna. Von da leitet ein guter Pfad auf den 2574 Meter hohen Naafkopf, die machtvolle Grenzmarke Liechtensteins, Vorarlbergs und der Schweiz, die sich in gewaltigem Aufschwung in die Lüfte erhebt und das tannengrüne Saminatal auf das grossartigste abschliesst. Ein anderer, von uns bereits erwähnter Pfad geht rechts von Sücca hoch über Valüna auf die Alpe Gaphal und über den aussichtsprächtigen Rappenstein nach Lavena und Triesen, wieder einer von Steg durch das hüttenübersäete Malbuntal und den Graskamm des Sareiserjoches, über den der Panüler Schrofen hereinscheint, nach dem Nenzinger Himmel und endlich einer ins Valorschtal, das am rechten Ufer der Samina in grosser Gebirgswelt am Fuss des 2196 Meter hohen Gallinakopfes liegt. Überall grüne Alpe, überall Gipfel bis hinaus zur Gurtisspitze, die das lebensvolle Tal der Ill, den innern Walgau überschaut.

Ein Jäger- und Hirtenweg windet sich in einem steten Auf und Nieder, oft die Ufer wechselnd, in Kühle und Schatten durch die Bergwaldschlucht der brausenden Samina nach dem freundlichen Amerlügen, der Aussichtsterrasse von Frastanz, hinaus, die letzten sieben Kilometer der Trinkwasserleitung der Stadt Feldkirch ent-

lang, welche die klaren Quellen des Tales in ihren Dienst gezogen hat. Die Wanderung ist eine genussreiche Hochsommerpartie, in der überwältigenden Natureinsamkeit begegnet uns nur etwa der Waidmann, der Flösser oder der Wurzelgräber, sicherer aber als Menschen der schweifende Hirsch, der als das edelste Tier der Alpenforste ein Stück echtester Poesie in die stille Landschaft trägt.

Und wir sagen dem Liechtensteiner Ländchen Lebewohl und grüssen die üppigen Tiefen des inneren Walgaus, dessen Dorfschaften uns beim Austritt aus dem Saminatal entgegengrüssen.




Alpabfahrt.
Malbun.

# Der innere Walgau und seine Täler.

FELDKIRCH steht noch im Bann des breiten Rheintales, ihm leuchten noch die schöngeschwungenen Appenzeller Berge und seinen Höhen sogar der Silberspiegel des Bodensees. Kaum aber hat die Arlbergbahn das Felsentor der obern Illschlucht durchbrochen, da lacht uns, von den bisherigen Landschaften abgetrennt, der innere Walgau entgegen, dem wir aus dem Lindenschatten von Maria Grün den ersten Gruss entboten haben. Es ist die weite von Feldkirch bis Bludenz reichende, sonnig aufgeschlossene Talmulde der Ill. Zu beiden Seiten des Flusses dehnt sich der Wiesensammet, aus den Buchten des Gebirgs winken Dörfer, die sich halb im Obstbaumschatten verstecken, Reben schmücken die gegen Süden gewandten Hänge, darüber steigen sanfte Vorhöhen mit Weilern, Kirchen und Bauernhöfen, um sie spielt der Wechsel von Kornfeld und Wald, auf den Erkern der Höhen stehen Burgruinen und Kapellen, dazwischen leuchten Wasser auf, die in die Ill hinuntereilen, und um das gesamte Bild spannt sich das Gemälde eines Hochgebirgshintergrundes, der den Himmel mit seinen Gipfeln und Kuppen streift. Das ist der innere Walgau.

Walgau, früher Walach- oder Walchengau, bedeutet das Gelände der Wälschen. Da sassen, zwischen die Alemannen eingekeilt, die Reste der Rätoromanen, die in der Völkerwanderung mit den Römern überwältigt worden waren. Nach und nach aber gingen sie im übermächtigen Deutschtum auf, im 16. Jahrhundert etwa soll die rätoromanische Sprache in dieser Gegend verklungen sein. Doch nicht ganz. In einer Menge Dorf- und Flurnamen rauscht das fremdartige Idiom weiter. Man höre von Feldkirch an nur den Stationenruf: „Frastanz", „Nüziders", „Bludenz!" Der „innere" Walgau aber heisst das Tal hinter Feldkirch, weil es unter der altalemannischen Landschafteneinteilung vor der Stadt in der Gegend von Götzis und Rankweil auch einen äusseren Walgau gab.

Die Geschichte hat mit furchtbarem Ernst in diese liebliche Landschaft geblickt. Die Erinnerung daran hält Frastanz fest, durch das der Saminabach aus seinem wald- und wildreichen Tal in die Ill hervorstürzt. Auf der Ebene des Dorfes und an den Hängen, die sich gegen die weithin schimmernde Wallfahrtskirche Maria Ebene emporziehen, wurde von den Schweizern und Österreichern am 20. April 1499 die blutigste Schlacht des Schwabenkrieges geschlagen. Ein Mann aus Schaan führte die Schweizer verräterisch über das Gebirge her in den Rücken des „stählernen Haufens“. Dreitausend Kaiserliche, darunter achthundert Walgauer, fielen, manche ertranken in der von Leichen gestauten, blutgefärbten Ill. Die St. Wendelinskapelle bewahrt noch das Andenken der Schlacht, sonst aber haben Sommer und Winter, die Sonne der Jahrhunderte die Spuren des Leichenfeldes getilgt, und im hübschen Frastanz blüht eine grosse Industrie, wie denn der Lauf der Ill durch ein Band hoher Fabrikgebäude, meist Baumwollspinnereien, gekennzeichnet ist.

Surren im Tal die Spindeln, sausen die Webstühle, dampfen die Kessel und schrillt die Lokomotive, so herrscht dafür Gottesfriede auf den Bergterrassen. Der Pfiff eines Vogels, das Läuten eines Glöckchens, sonst Ruhe! Auch die vom Alemannenschlag des Rheintales wesentlich verschiedene Bevölkerung, deren Knaben und Mädchen, deren Männer und Frauen durch ihr dunkleres Inkarnat und ihren ganzen Typ die romanische Abstammung verraten, ist zu stillem Ernst geneigt. Am Rand der Sonnenhalde liegen von Feldkirch nach Bludenz die Dörfer Satteins, Schlins, Thüringen und Ludesch, deren Bewohner Wein und Spalierobst ziehen. Von Satteins führt die in den letzten Jahren kunstvoll angelegte Jagdbergstrasse zu den Terrassendörfern Röns, Düns und Schnifis empor, die wie diejenigen im Tal ein gedeihliches, wohlhabendes Bauerntum besitzen, und weiter nach dem Thüringerberg. Da mündet sie in die Strasse des Grossen Walsertales. Aus diesem eilt durch den einspringenden üppigen Talwinkel, um den malerisch die Dörfer Bludesch, Thüringen, Ludesch liegen, der Lutzbach, und strömt bei der Station Strassenhaus in die Ill. Die Gegend ist ausgezeichnet durch ihren lieblichen landschaftlichen Reiz.

Schauen wir aber südwärts hin, so ruht, der Thüringer Au gegenüber, von der Ruine Ramschwag überkrönt, das Dorf Nen-

zing an der Ill. Sein Ruhm ist, einen eigenen Himmel zu haben. Es ist aber nicht der blaue über dem Dorf, sondern der grüne im Gamperdonatal, von der Station Nenzing fünf oder sechs Stunden einwärts in der südlichen Bergwelt, deren höchste Zinnen Gletscher und Schneefelder tragen.

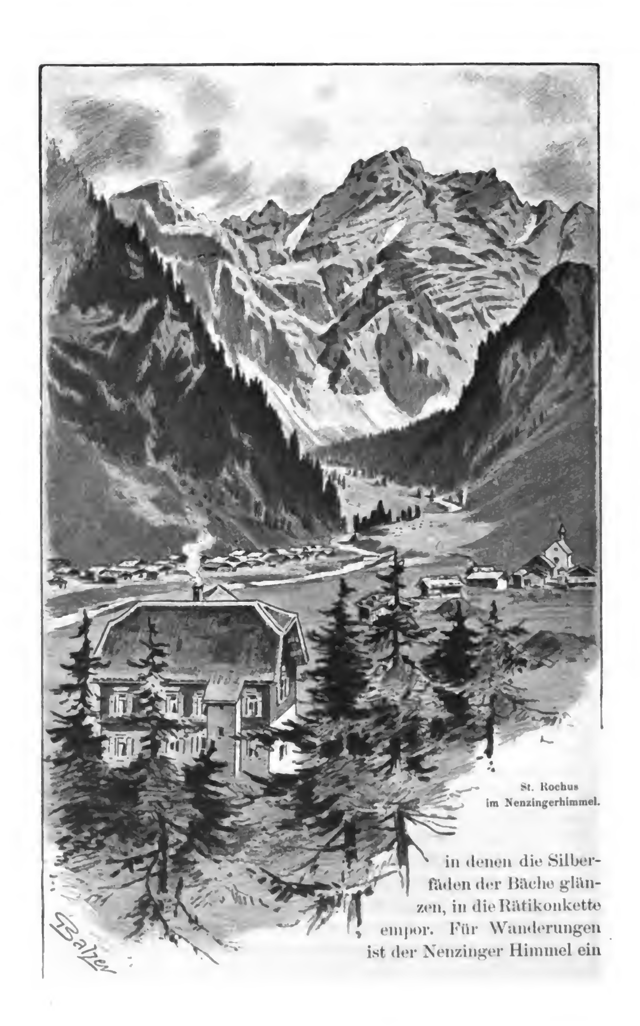
Ja, einmal in den Nenzinger Himmel! Ein Pfad im Tannenschatten führt uns hinan. Wegzeiger ist die Ruine des Schlosses Frastafeders auf einem Schuttkegel über der Ill. An jeder Wegecke hält man einen Augenblick an, um die Aussicht auf die jenseits der Ill ansteigende Fruchtlandschaft zu geniessen. Über die Wiesengründe des Grossen Walsertales fliegt der Blick bis zu den Häuptern des Rothorn und des Zitterklapfen und über die Schadona bis zum Widderstein. Unter dem Pfade gischtet in Nagelfluhfelsen der Mängbach. Auf einem vorspringenden Felskopf können wir die Schlucht von allen Seiten betrachten. In prasselnden Raketen, in sonnenumspieltem Sturz wirft sich der Gampbach in den Mängbach. Der zwischen beiden jäh aufschwellende Eckskopf fesselt durch die Kühnheit seines Baues. Der Steilweg aber ist zum sanften Hochtalpfad geworden. Murmellaute! Eine Schar junger Mädchen und Frauen pilgert betend vor uns daher. Sie besuchen das Wallfahrtskirchlein Kühbruck, das zwei Stunden von Nenzing in wilder Schlucht zwischen bemosten Felsblöcken steht und im Volk der Umgebung den Ruf besonderer Heiligkeit geniesst. In die bald erhabenen, bald lieblichen Bilder des Tals tragen die zahlreichen Martertafeln einen tiefernsten Ton. Ihre Bilder und rührenden Inschriften erinnern an Lawinenunglück oder Sturz in die Tiefe. Am einen Ort ist von dem „Sterbfall einer verunglückten Jungfrau“ die Rede, am andern lesen wir: „Hier wurde der tugendsame Jüngling N. N. verunglückt“, ein besonders in die Augen fallender Stein bewahrt das Andenken an einen Zögling der Stella matutina in Feldkirch, der im Jahr 1886 durch den Bruch des Geländers in die Tiefe stürzte, dann wieder lesen wir: „Ich stirb und reis', weiss nicht wohin, das kommt, weil ich nicht wachbar bin.“ — —

Eine Bank bei der Wallfahrtskapelle gewährt uns Rastgelegenheit. Da ruhen auch gern die Alpknechte, die auf zweiräderigen Karren die für die Älpler notwendigen Bedürfnisartikel vom Dorf in den Nenzinger Himmel schaffen. Gewiss keine Kleinigkeit, mit den Wägelchen den Höhenunterschied von 850 Meter zu über-

winden. Ebenso mühsam wie das Tagwerk der Alpknechte ist das der Flösser, die mit Stricken um den Leib auf Felsvorsprüngen stehen oder bis zu den Hüften in die kalt emporwehenden Wasser waten und das Holz des Tales nach Nenzing triften. Mit langen Stangen, die vorn einen Haken tragen, lösen sie die Stämme, die sich im Ufergefelse verfangen haben. Sich aufbäumend, wogen die Hölzer mit der aufgeregten Bachflut, rennen sich an den Felsen die Stirnen ein und gelangen, stets wieder von den Männern aus den mannigfaltigen Hindernissen befreit, mit den Wundmalen ihrer Wanderschaft in den Rechen, der am Ausgang der Schlucht bei Nenzing angebracht ist, wo sie zur Verarbeitung herausgefischt werden.

Bei der Wallfahrtskapelle springt der Weg über den Bach, freundlich weitet sich die Kluft, die Berggestalten des Talhintergrundes erscheinen, besonders gewaltig der Panülerschrofen, über dem der Brandnerferner glänzt. Durch einen blumigen Wiesenplan führt uns der Pfad auf eine kleine Erhöhung. Da lacht uns die lieblichste Alpenidylle, die wir uns denken können, vom Farbenjubel der Hochgebirgsblumen umringt, entgegen, eine Menge wettergebräunter Holzhäuser auf ebenem Wiesengrund und auf einem Hügel mitten drin das stimmungsreiche St. Rochuskirchlein. Das ist der „Nenzinger Himmel“. Er soll von den dankbaren Bewohnern Nenzings den Namen deswegen erhalten haben, weil seine Weiden, auf denen viele hundert Stück Vieh grasen, von jeher eine reiche Einnahme für den Gemeindesäckel des Dorfes bildeten. Die Touristenwelt hat ihn freudig übernommen und, ohne Prophet zu sein, darf man dem Nenzinger Himmel, der sich an jedem Sommertag mit Ausflüglergesellschaften belebt, eine grosse Zukunft als Sommerfrische und Bergsteigelager voraussagen. Die Umgebung seines Unterkunftshauses geniesst sich wie ein alpenfrisches Lied. Um die St. Rochuskapelle hat frommer Volkssinn seine Poesie gesponnen. Eine Votivtafel aus dem Jahr 1630 erzählt ihre Gründung. „Der ehrbare und bescheidene Felix Maria und Anna Tuellin, dessen Hausfrau“, hätten das Kirchlein „wegen eines hohen Falles über den Felsen herunter“, bei dem sie heil davonkamen, Gott versprochen.

Dunkle Wälder und die Blumenteppiche der Weiden umgeben den bachdurchströmten Nenzinger Himmel ringsum, fächerförmig steigen von der 1367 Meter hohen Ebene steile Tälchen und Schluchten,




St. Rochus
im Nenzingerhimmel.

in denen die Silberfäden der Bäche glänzen, in die Rätikonkette empor. Für Wanderungen ist der Nenzinger Himmel ein

Knotenpunkt von Wegen. Drei schöne Passübergänge führen über den Rätikon nach Maienfeld im bündnerischen Rheintal oder Seewis im Prättigau; ein direkter Weg, der aus den steilen Felsen des Panülerschrofens ausgehauen ist, aber Kühnheit, Vorsicht, und, wenn man nicht ein ganz bewanderter Bergsteiger ist, einen Führer erfordert, steigt auf die Scesaplana. Auch der aussichtsreiche Naafkopf, der sich in packender Grösse über dem Nenzinger Himmel erhebt, wird vom Gamperdonatal, meist über steile Grashalden erklettert. Und auf den Passweg über das Sareiser Joch nach dem Saminatal haben wir bereits aufmerksam gemacht.

Wir wenden uns nach Nenzing zurück, aber nur um wieder ein Seitental des Walganes, das Grosse Walsertal, zu besuchen, das in der dem Gamperdonatal entgegengesetzten Richtung in die Berge verläuft und auf eine sanftere Tonart gestimmt ist. Seine Dörfer bilden die Hauptansiedelung der Walser, von denen wir Kolonien bereits im Laternsertal und am Triesenberg angetroffen haben.

Sechs Jahrhunderte nun blüht das eigengeprägte Leben dieses Völkchens im Grossen Walsertal. Zwei Dörfer, Raggal und Sonntag, gehörten zur ehemaligen Reichsherrschaft Blumenegg, die aus den sechs Dorfschaften Thüringen, Thüringerberg, Ludesch, Bludesch, Raggal und Sonntag bestand. Sie kam erst 1804 als das letzte Glied der frühern vorarlbergischen Herrschaften an das Haus Oesterreich, ein Ereignis, dessen hundertjährigen Gedenktag die Bewohner von Blumenegg im Sommer 1904 mit einem reizenden ländlichen Fest bei der malerischen Ruine Blumenegg begangen haben.



Bludesch, alte Kirche.

Als Ausgangspunkt für den Ausflug ins Grosse Walsertal, das übrigens ebenso häufig von Bludenz aus besucht wird, dient uns die etwas einsam



Blick ins Grosse Walsertal.

gelegene Station Strassenhaus. Während wir durch frische Auen gegen Ludesch und Thüringen pilgern, grüsst uns über das Felsenriff des Hangenden Steins hernieder das von Reben umsponnene uralte St. Martinskirchlein auf dem Ludescherberg, der mit weissen Häuserpunkten dicht besäet ist. In einer Stunde erreichen wir das freundliche, gewerbereiche Thüringen, aus dessen grossen Fabriken das Surren der Spindeln und der Schlag der Webstühle tönt. Es ist eine durch ihre Milde ausgezeichnete Gegend, in der die Obstbäume üppig stehen und eine Oase Weinberg den feurigen Blumenegger reift.

In mässiger Steigung windet sich die hübsche Strasse, die das Grosse Walsertal bis Buchboden, seinem letzten Dorf, durchzieht, zu den sonnigen Heimstätten des Thüringer Berges empor, einer Vorstufe der bis zum Gipfel mit Rasen bekleideten Pyramide des Hochgerach, 2004 Meter. Über der Engschlucht, in der die Lutz tost, steht, hochromantisch von Waldwipfeln umrahmt, die gebrochene Blumenegg, an der jenseitigen Talhalde ragen Wald und Fels. Sie ist, wie der Walser sagt, die „Litze“, die unrechte Talseite, die für Siedelungen kaum Raum gewährt, während die Sonnenseite, auf der wir wandern, den steten Wechsel freundlicher Weiler und Gehöfte auf blumigen Matten gewährt und der Marsch dadurch zum anmutigen Alpenspaziergang wird.

Das von Ahornbäumen umschirmte Stimmungsbild der kleinen Propstei St. Gerold hemmt den Wanderschritt. Ein graues, altehrwürdiges Gebäude, daneben die Kirche und einige Gehöfte. Das ist die Idylle! In der Kirche fesseln zwei einfache Altarblätter, auf dem einen reicht die Gottesmutter das heilige Kind zur knienden Menschheit herab, auf dem andern hebt es Vater Joseph zu Gott empor. Um das Klösterchen klingt die hübsche Legende vom hl. Gerold. Ein Sprosse des sächsischen Königshauses entfloh er der Welt und lebte als Einsiedler in einem hohlen Baum des stillen Tales, das sonst nur etwa von Bärenjägern aufgesucht wurde. Erbarmungsvoll schenkte ihm Otto von Jagdberg das Waldstück um den hohlen Baum, so dass sich der Einsiedler eine Hütte bauen konnte. Als dieser sein Ende nahe spürte, pilgerte er mit einer Handvoll Erde aus seinem Grund nach Einsiedeln in der Schweiz, wo seine beiden Söhne Klosterleute geworden waren, schüttete sie auf den Altar und bekundete damit, dass Einsiedeln Erbe seines Besitztums sein solle. Das Kloster erbaute nach seinem Tode die Propstei und besiedelte sie mit seinen Mönchen.

Über tief eingerissene Seitenklüfte, die in die verschattete Kluft der Lutz münden, steigt die Strasse nach dem Dörfchen Blons, dem höchstgelegenen Orte. Da öffnet sich ein schöner Blick in das Tal, das jenseits der Lutz hinter dem Ludescherberg gegen die Lagutzeralpe verläuft. Hoch auf den grünen Bergterrassen des hintern Ludescherberges leuchten die Dörfer Raggal und Marul, jenes das Tal bis Sonntag beherrschend.

Sonntag ist die bedeutendste Siedelung unter den Weilern und Dörfchen des Walser Tales. Fast vier Stunden hinter Thüringen, breitet es sich in lockern Gruppen von Häusern allerliebst über einen Wiesenhang dahin. Es soll von den ersten Zeiten der Einwanderung herstammen und seinen Namen von dem Umstand führen, dass in seinem Gotteshaus zuerst die Messe nur Sonntags von einem Leutpriester gelesen wurde, der von Thüringen heraufstieg. Um seine Hügelkirche, die im Jahr 1806 bis auf den starken Turm von einer Lawine zu Tal gerissen wurde, liegt mit einem kleinen Beinhaus der Friedhof des Dorfes. Es wirft ein helles Schlaglicht auf die Geistesart der Walser, wenn wir als beliebtesten Grabspruch die Worte lesen: „Leb' vernünftig, denk' an künftig!“ Er stimmt zu dem nüchternen, sparsamen, bauernklugen Wesen der Bevölkerung,



Aus dem Kl. Walsertal.

die es in der Viehzucht auf eine ansehnliche Stufe gebracht hat, einen eigenen mittelgrossen Schlag milchreicher Kühe besitzt und aus ihren vorzüglich eingerichteten Fettkäsereien die grossen runden Laibe nach den volksreichsten Städten Österreich-Ungarns auf den Markt bringt.

Bequem und wohnlich ist das Walserhaus eingerichtet. Die Zimmer sind zwar niedrig, wie es dem Gebirgsstil entspricht, Stube und Kammer aber hübsch getäfelt; an vielen Häusern findet man unter dem Dachgiebel ein Kruzifix oder eine Heiligenstatue und darunter in einem Balken die Jahreszahl der Erbauung und den Namen des Erbauers eingeschnitten. Alte Sitte, alte Sprache, alte Tracht wohnt unter dem Dach. Es ist der Versuch gemacht worden, Walser aus dem Vorarlberg und aus dem Kanton Wallis zusammenzuführen. Und siehe da! Die Leute verstanden sich gleich in ihrer gemeinsamen, durch einen Reichtum von hellen Vokalen, aber auch von harten Kehllauten charakterisierten Mundart, es ergab sich die interessante Tatsache, dass die Walser die überkommene Sprache sechs Jahrhunderte treu bewahrt haben. Die Tracht der Männer, wie man sie noch etwa bei alten Kirchgängern sieht, besteht aus weissen Strümpfen, schwarzledernen, kurzen Hosen, langer Tuchweste und langem, oft dunkelblauem Rock; die der Frauen aber ist, wenn sie auch entstellend wirkt, deswegen höchst eigenartig, weil sie die Taille über dem Busen bildet, das reizendste Stück ist das feingestickte, weisse Sonntagshäubchen, von dem breite, zierliche Spitzen in das Gesicht der Trägerin niederhängen.

Bei Sonntag beginnt der mit Ahorn- und Buchenwäldern geschmückte, malerische Hintergrund des Tales, auf dessen Sohle von hoher Bergterrasse das Alpendörfchen Fontanella niederschaut. Jedes seiner Häuser ist ein Aussichtsbalkon. An Fontanella vorbei steigt ein Gebirgsweg hinüber nach Damüls, einem Walserdörfchen in prachtvoll romantischer Bergabgeschiedenheit, das mit Au im Bregenzerwald durch ein hübsches Strässchen verbunden ist. Eine artige Staffage des Überganges sind die Säumer und die Saumpferde,



Buchboden
und
Bad Rotenbrunnen im Grossen Walsertal.

die, das Leitross mit einer Glocke ausgerüstet, aus dem Grossen Walsertal Käse nach dem Bregenzerwalde schaffen, ein altväterisches Verkehrsbild, dem man sonst selten mehr begegnet.

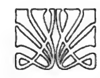
Im waldprächtigen Hintergrund des Walsertales liegt das Dorf Buchboden, es lohnt sich aber, auf dem guten Fussweg, der hier die Strasse ablöst, über die Lutz und durch kühlen Wald sanft ansteigend bis ins Bad Rotenbrunnen zu gehen. Ja, wo steckt's? Das Tal scheint sich zu schliessen, ohne dass wir es entdecken. Eine Wendung rechtshin in die Gebirgsspalte, aus der der Madonnabach sprudelt und brodelt und sich mit fröhlichen Wellen in die Lutz

herniederwirft. In dieser Schlucht grüsst uns das Bad. Es besteht nur aus dem ländlich stattlichen, wettergebräunten Gasthaus und einer Kapelle und liegt in einem wahrhaft entzückenden Gebirgsrund und gewaltigen Felsenkreis. Über die Entstehung des Bades meldet die Sage, die in einem Gewitter erscheinende Madonna hätte einen schwerverletzten Hirten zu den Wassern gewiesen. Die Veranlassung zu seinem Namen aber gab die starke Eisenquelle, die silbern aus dem Gesteine sprudelnd, wo sie fliesst, einen roten Niederschlag zurücklässt. Sie lockt namentlich Leute aus dem vorarlbergischen Bürgerstand nach der verborgenen Stätte. Die Berge, die um die malerische Mulde ragen, sind im Süden der Madonnakopf, 2009 Meter, der „Misthaufen", 2431 Meter, trotz seines hässlichen Namens, der von seiner Würfelform herrühren mag, ein schöner Berg; gegen Norden aber führt über die hochgelegenen Hütten von Tschgernei ein stellenweise kaum erkennbarer Weg auf den Schadonasattel, 1822 Meter, neben dem sich der Zitterklapfen und das Rothorn erheben, hinüber nach Hopfreben oder Schröcken im Bregenzerwald. Auf der Höhe erschliesst sich ein herrlicher Blick auf die Künzelspitze und das Widdersteingebirge.

Bei der Rückkehr aus dem Grossen Walser- nach dem Illtal schlagen wir den Weg nach Bludenz ein. Er zweigt ausserhalb Sonntag bei Garsella, einem einzelstehenden Gasthaus, ab, überschreitet die schäumende Lutz und führt uns über den Weiler Plazera in die Buchenwaldschlucht, in der die Lagutz aufgeregt zwischen Blöcken tost. Hoch oben auf der Bergflanke leuchtet uns Raggal als Ziel, die älteste Walliseransiedelung dieser Gegend, ein Dorf, das dem alten Walliserheiligen St. Theodul noch jährlich ein frommes Fest bereitet. Von der sonnigen Talflanke jenseits der Lutz grüsst St. Gerold mit grauen Mauern wie ein übriggebliebener Traum des Mittelalters. Von Raggal steigt der Weg bloss noch eine kurze Strecke über Wiesenhalden aufwärts, da ist der Kamm des wonnigen Ludescherberges erreicht. Welch ein Blick! Urplötzlich überschauen wir wie der Vogel aus der Luft den innern Walgau, Bludenz, Feldkirch und die Dorfschaften, die lieblich zwischen den Städten liegen, Strasse und Bahn, und haben das mächtige, prächtige Hochgebirge des Rätikon mit den dunkeln Wald- und Felsenschlünden des Gamperdona- und Saminatals, mit dem aufflammenden Schneeschild der Seesaplana, mit der Menge strahlender Hochgipfel vor uns.

Reizend ist auch der Weg hinab zum Hochterrassendörfchen Laz, das, so klein es ist, Vorarlberg einen seiner besten wissenschaftlichen Männer gegeben hat. Es ist die Heimat des Franz Joseph Vonbun, der, 1824 geboren, bei Verwandten in Raggal aufwuchs und schon als Knabe von der Sagenwelt der Walser angezogen, nach vollendeten medizinischen Studien der wissenschaftliche Erforscher der vorarlbergisch-alemannischen Sprache, der Sitte und Bräuche, namentlich auch der Sagenfülle des Volkes und ein angesehener Germanist seiner Zeit geworden ist. Wir blicken auf den Obstbaumwald von Nüziders, auf die malerisch bewegte Silhouette des Städtchens Bludenz.

Und nun treten wir in seine Mauern.

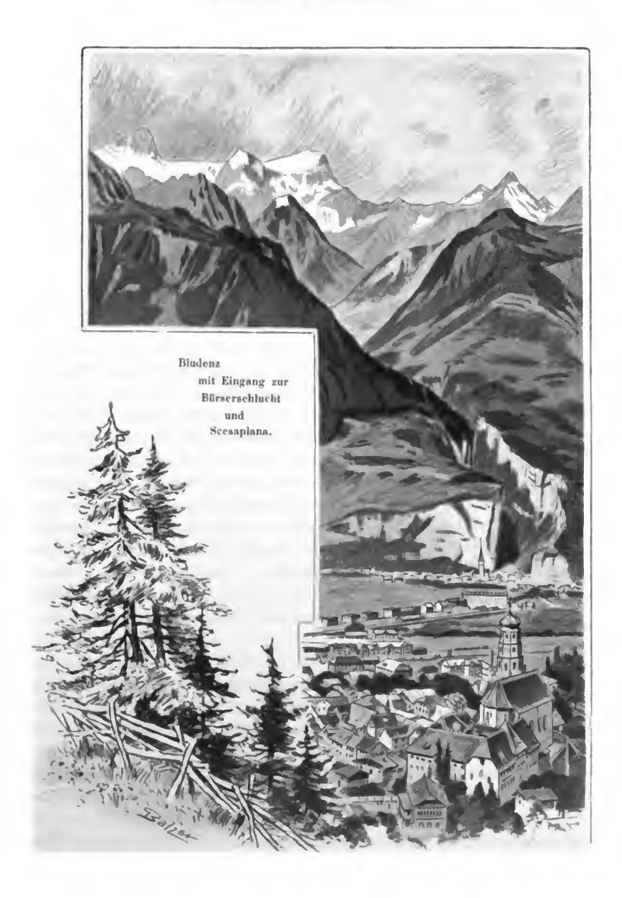


# Bludenz, Tal und Höhen.

IE keine andere Stadt Vorarlbergs ruht Bludenz im Kreis hochherrlicher Berge und mitten im Netz ihrer Täler. Insonders die Seesaplana muss man mit Bludenz in einem Atemzug nennen.

Der Blick auf die Seesaplana ist die grösste Überraschung, welche die Fahrt vom Rheintal nach dem Arlberg gewährt. Die Lokomotive hat die Station Nüziders kaum recht verlassen, da entsteht Bewegung unter den Reisenden. Ein entzücktes „Ah!" — Durch die Fenster der rechten Wagenseite leuchtet und blitzt es von Schneeschein. Über den steilen Wäldern, die das Illtal begleiten, ist die gewaltige Zimbaspitze emporgetaucht. Sie glänzt und fesselt und sinkt wieder hinter das dunkle grüne Kissen der Wäider zurück. Nach dem Vorspiel kommt das grosse Schauspiel. In die Himmelslücke der dunkeln Wälder schwebt weiss und traumhaft wie ein Gebilde des Südlichts die Seesaplana mit dem Schneekissen des Brandnerferners, ein Anblick von erstaunlicher Schönheit. Wie man so hinsieht, ist es, als ob das herrliche Berggebilde voll majestätischer Ruhe in leisem Flug gegen den Himmel begriffen sei und stets noch höher in die Lüfte wachse. Da verschwindet auch sie, unser Zug ist im Bahnhof Bludenz eingefahren.

Ein altes, freundliches Städtchen! Das ist der Ersteindruck des Ortes. Hinter neuen Hotels ragen die mehrhundertjährigen Giebel. In der Tat hat Bludenz eine sehr lange Vergangenheit. Schon in der frühesten Urkunde, die von ihm spricht, im Jahr 940, wird es ein „altes Wesen" genannt. Und das sind nun fast tausend Jahr. Am rechten Ufer der Ill, am Fuss der Berge hingelagert, ist es der alte Hauptort des innern Walgaus, in der Gegenwart der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes. Seit 1418 gehört es zu Österreich und hat mit ihm die guten und bösen Tage geteilt. Dafür erfreute es sich vom 15. Jahrhundert an mancher zu jener Zeit nicht selbstverständlicher Freiheiten, freier Heirat, freien Han-



Bludenz
mit Eingang zur
Bürserschlucht
und
Scesaplana.

dels und Wandels seiner Bürger, war es frei von Frohndienst, frei von der Pflicht, über die Grenze hinaus Kriegsdienste zu tun, und frei von fremden Gerichten. In der volkstümlichen Erinnerung lebt namentlich die Geschichte von der rührenden Treue fort, welche die Bürgerschaft von Bludenz zur Zeit des Konstanzer Konzils, 1414 bis 1418, dem geächteten und bedrängten Herzog Friedrich mit der leeren Tasche erwiesen hat. Als er nachts wie ein gehetztes Wild ans verschlossene Tor kam, verweigerte ihm der Wächter den Einlass, ein Bürger, Namens Schädler, aber erkannte den Herzog, und des Jubels und der festlichen Bewirtung in der Stadt war nun kein Ende, bis der edle Gast unter dem Ehrengeleite der Bludenzer Bürgerschaft über den Arlberg weiter zog.

Eine tausendjährige Geschichte, und doch blieb Bludenz bis zur Eröffnung der Arlbergbahn ein kleines Nest von nicht einmal tausend Einwohnern. Der Pfiff der Lokomotive aber belebte die Industrie, den Handel und das Gewerbe, auch den fortschrittlichen Sinn der Bevölkerung, die jetzt fünfeinhalbtausend Köpfe beträgt. An industriellen Unternehmungen besitzt Bludenz zwei Spinnereien, eine Weberei, eine Bleicherei und eine Färberei für Baumwolle, eine Chokoladefabrik, eine grosse Bierbrauerei und, als städtisches Werk, eine Elektrizitätsanlage, welche seine Häuser reich mit Triebkraft und Licht versorgt. Für die Bildungsfreundlichkeit der Stadt sprechen das stolze Volks- und Bürgerschulhaus, ein riesiger, von Anlagen umschmückter Palast im Frührenaissancestil, und die mannigfaltigen Vereine, die geistige Interessen fördern. Die gewinnende Volksart spürt der Fremde in Bludenz, wie überhaupt in Vorarlberg und Liechtenstein, aus dem hellen Gruss, mit dem ihm die Einheimischen begegnen.

Mit den Veränderungen, die das einst bäuerliche Leben der Bludenzer erfahren hat, hat sich auch das Aussenbild des Städtchens erneuert. Nur noch spärliche Reste zeugen von den starken Befestigungsanlagen, die es einst umgeben haben, zierliche Villen und üppige Gärten umziehen an ihrer Stelle die Stadt. Im Kern aber geniessen wir doch noch das Bild eines kleinen, alten, traulichen Städtchens mit Bogengängen und altertümlichem Schmack und Zier von langen Jahrhunderten her. Einen Genremaler muss es auf das lebhafteste reizen, wenn in diesem Gewinkel der Markt seine Volksbilder entfaltet, die Mädchen und Frauen aus dem Grossen Walser-


Kinderstimmen, Glockenklang
O' gibt das ein schöner Sang!

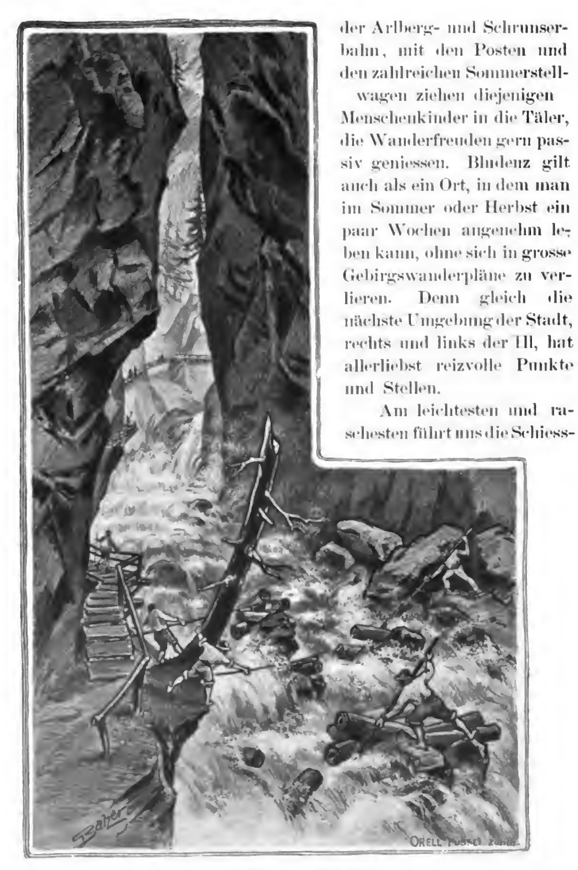
tal und die Montafonerinnen mit ihrer originellen Kopfbedeckung, dem „Mässle“, die Gassen und Gewölbe beleben.

Einen architektonischen Mittelpunkt besitzt Bludenz in dem stattlichen, der Freiherrenfamilie von Sternbach gehörenden Schloss Gajenhofen, das in der Gestalt, wie sie ihm das 18. Jahrhundert gegeben hat, über die Giebeldächer der Stadt ins Illtal blickt. Zu seiner Linken, wie die Burg selber anmutig über die Bürgerhäuser erhöht, steht die Pfarrkirche, zu der eine bedeckte Treppe emporführt. Der achtseitige Turm der Kirche mit seiner schimmernden Kupferzwiebel ist das weithin sichtbare Wahrzeichen der Stadt. In der Kirche grüssen wir die Kunst, ein ausgezeichnetes Altarblatt des Schweizers Deschwanden, dessen künstlerisch-religiöser Innigkeit wir da und dort in den Kirchenbildern Vorarlbergs begegnen. Mit Bildwerken von künstlerischer Bedeutung ist auch der im Osten der Stadt gelegene neue schöne Friedhof ausgestattet, darunter fesselt namentlich eine lebensvolle Gruppe, „Christus, der Kinderfreund“, einem Werk des aus Feldkirch stammenden Bildhauers Hermann Mayer. Bludenz hat aber auch selber einen Künstler von hoher Begabung besessen, den Landschafts- und Genremaler Jakob Jehly, der vor einigen Jahren verstorben ist. Als ein besonderes Ehrenblatt des Städtchens haben es die Bürger stets betrachtet, dass so viele angesehene Kleriker daraus hervorgegangen sind. Es besitzt überhaupt Denkmäler eines regen kirchlichen Lebens: neben der Pfarr- die Spitalkirche, ein in der Mitte des 17. Jahrhunderts erbautes Kapuzinerkloster, und vor den Mauern an der Strasse, die ins Montafon und Klostertal führt, das grosse Dominikanerinnenstift St. Peter, zu dem Friedrich, Graf von Montfort-Feldkirch, im Jahr 1286 den Grundstein gelegt hat.

In neuerer Zeit ist Bludenz lebhafte Fremden- und Touristenstadt geworden, insbesondere ein Sommerlager der Bergfexen, die auf die kleinern, höhern und ganz hohen Gipfel steigen. Mit

der Arlberg- und Schrunserbahn, mit den Posten und den zahlreichen Sommerstellwagen ziehen diejenigen Menschenkinder in die Täler, die Wanderfreuden gern passiv geniessen. Bludenz gilt auch als ein Ort, in dem man im Sommer oder Herbst ein paar Wochen angenehm leben kann, ohne sich in grosse Gebirgswanderpläne zu verlieren. Denn gleich die nächste Umgebung der Stadt, rechts und links der Ill, hat allerliebst reizvolle Punkte und Stellen.

Am leichtesten und raschesten führt uns die Schiess-




Bürserschlucht (Holzflösser).



Einblick ins Sarottlatal
mit Zimbaspitze.

stätte oberhalb Gajenhofen zu Gemüte, wie malerisch die Stadt in einer mannigfaltigen Welt von Bergen und Tälern liegt. Selbst der Säntis sendet noch Gruss und Leuchten durch die Talpforte von Feldkirch und über das lachende Gelände des innern Walgaus daher; am meisten aber fesselt doch der Einschnitt des Brandnertales im gegenüber liegenden grünen Bergwald, der jähe Felsenaufschwung des Panüler Schrofen, auf dem der Brandnerferner wie ein weisses Federkissen ruht. Unwillkürlich wandelt uns die Lust an, von der Schiessstätte an sanfter grüner Halde höher zu steigen. Obdorf und der in Obstbäumen versteckte alte, kleine Weiler Rungelin sind schöne Ziele und der Montikel eine ausgezeichnete Bergkanzel. An der rauschenden Ill dehnt sich die Mokri-Anlage, ein kühler Waldpark; dankbar sind auch der Spaziergang zur Tschalengabrücke und ein Ausflug nach Nüziders, dem obstbaumumschatteten

Dorf am Fuss des Ludescherberges. Da steht aussichtsreich auf einem Hügel über dem Dorf die Ruine Sonnenberg, und am Ausgang einer kleinen Schlucht das wohleingerichtete Bad Sonnenberg, fast im Schotter des Baches die uralte St. Vinerus-kapelle, alles zusammen ein überaus lieblicher und malerischer Fleck Erde.



Jägerfreud.

Von jenseits der Ill lockt uns die Burg Rosenegg oder Hohlenegg auf einem dem Bergrand vorgelagerten Hügel, ein anmutsvoller Sommersitz.

„Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag' herbei!
Und lass uns heute von der Liebe reden
Wie einst im Mai!"

Die Burg, die wonnig auf Bludenz herüberschaut, ist das Stammschloss Hermann von Gilm's, der 1812 geboren, 1864 gestorben, als der bedeutendste Lyriker und Dichter des Landes Tirol gilt. Neben dem angeführten Allerseelenlied sind auch andere seiner tief empfundenen Gedichte volkstümlich geworden. In der Sage aber lebt das weisse Fräulein von Rosenegg, das eines Tages einem Büblein von Bürs erschien.

Bürs, halb Industrie-, halb Bauerndorf, mit stilvollen ländlichen Häusern liegt rechts unter dem Burghügel der Rosenegg und reizt durch seine Schlucht und den wonnigen Bürserberg zum Besuch. Die Schlucht, aus der schäumend der Alvierbach hervorrauscht, ist




Zimbaspitze.

eine Doppelgängerin zum Rappenloch von Dornbirn, eine Kluft mit reizenden Wegen und Stegen, mit überhängenden Felsen und dunkeln Waldwänden, tiefschattigen Gründen und sonnigen Mulden, eingeklemmten Wassern und

flutumstrudelten Blöcken. Ihr Weg führt bis auf den Bürserberg, über den wir auch gelangen, wenn wir zur Seesaplanabesteigung nach Brand wandern.

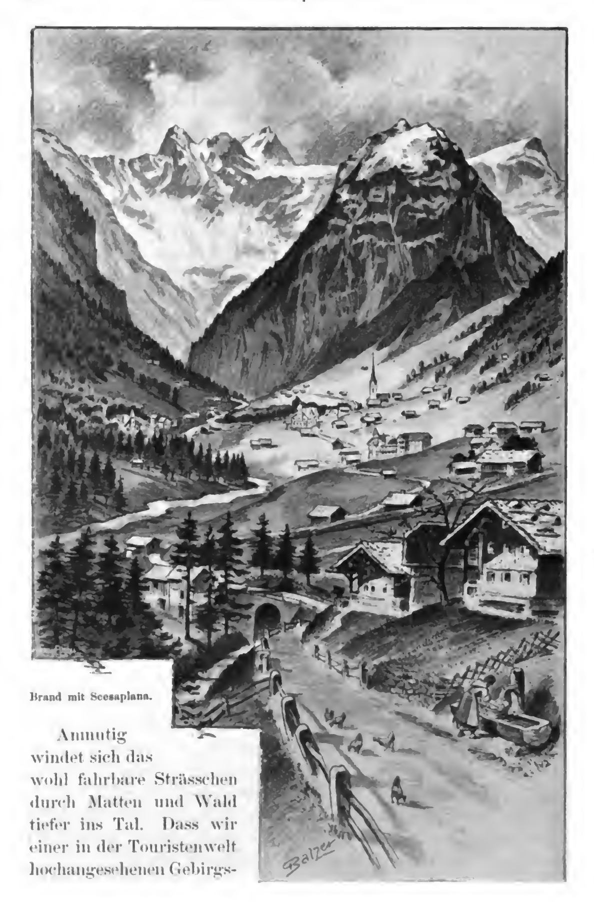
Bludenz ist ein sehr belebtes Bergsteigerquartier. Was es im Gamperdoner- oder im Grossen Walser-, im Klostertal oder im Montafon an Gipfeln zu ersteigen gibt, liegt mit diesen Tälern im natürlichen Ausflugsbereiche der Stadt. Als nächste grosse Naturkanzel erhebt sich im Norden, 1981 Meter hoch, der Hohe Frassen, der über Obdorf und Muttersberg in vier Stunden erstiegen wird. Eine halbe Stunde unter dem Gipfel steht die Unterkunftshütte. Die Aussicht des Berges ist ersten Ranges, sie bietet ein bewegtes, farbenfrohes Relief der gesamten Bergwelt und Talschaften Vorarlbergs, sie geht wundervoll auf das Rätikongebiet und greift hinüber in das Spitzengewirre der Schweizerhochalpen. Auf die Hochtouristen aber übt die masslos kühne Zimbaspitze, 2645 Meter, zwischen dem Brandnertal und dem Montafon, einen zauberischen Reiz, und obgleich ihre Besteigung durch die Sarottlahütte erleichtert wird, gilt ihre Bezwingung in der Alpentouristik stets noch als tüchtige Leistung. Geheimnisvoll spricht das Volk von ihr. Ein Jäger aus Brand habe sich bis auf die Spitze verklettert, auf der Rückkehr aber habe er den rostigen Lauf eines Stutzen entdeckt. Darauf seien die Worte eingegraben gewesen: „Johannes Zimper ist hier gestorben.“ Und der Brandner Jäger konnte an den steilen Felsen nur wieder zu Tal gelangen, indem er sich mit dem Messer Wunden in die Fusssohle schnitt, damit ihn das klebende Blut vor dem Ausgleiten bewahre.

Nun, auf die Zimbaspitze steigen wir nicht, aber doch auf die Seesaplana.



# Um die Scesaplana her.

DAS ist der klassische Hochgebirgsspaziergang des Landes Vorarlberg, eine kräftige Tour mit Nachtrast am Lünersee. Der Weg führt über das liebliche Bürs und beginnt gleich hinter dem Dorf in ziemlich steilem Zickzack zwischen grossen Granit- und Gneisblöcken die waldschattige Lehne des Bürserberges hinanzusteigen, nach einer halben Stunde aber geht er fast ebenhin durch Wald. Unter uns zur Linken rauscht in Kluft und Klamm halb verborgen der Alvierbach, aus dessen Schlucht nun ein neuer Weg zum Bürserberg heransteigt. Durch die Waldlichtungen zur Rechten erspähen wir das riesige Schutt- und Bergsturzgebiet der Scesa, eine unheimliche Werkstätte der Natur, auf der die Geister der Zerstörung arbeiten, für die Mineralogen ein reiches Fundfeld seltener Gesteine. Aus dem Geschiebe wurden auch zwei im Vorarlberger Museum von Bregenz aufbewahrte Mammutzähne gezogen. Mehr als an der Steinwüste erfreuen wir uns am kühlen Wald, in dem die stillen Blumen reichlich blühen, an den prächtigen Gruppen von Buchen, Ahornen und Linden, die zwischen dem Ernst der Tannen stehen. Die Kapelle St. Wolfgang ist ein besonders schönes Stimmungsbild am Pfad. Der nicht weit davon am Strässchen liegende Hexenstein, ein mächtiger Granitblock, auf dem ein Petrusbild steht, erinnert uns an jene fernen Zeiten der Erdgeschichte, da die Gletscher von den Höhen des Silvrettagebirges bis in den innern Walgau hinunterreichten und über die Landschaft die mächtigen Findlinge zerstreuten, denen wir überall an Feld- und Waldwegen begegnen. Wir erreichen das weitzerstreute Dorf Bürserberg. Da winkt das Wirtshaus zur Gemse Rast, die feinste Stelle aber, um das Aussichtsbild der lachenden Anhöhe zu geniessen, ist die Ruhebank beim „Bildstöckle“. Tief liegt das weissschimmernde Bludenz, fernerhin die Gründe des Walser- und Klostertales. Dort zieht der Arlbergbahnzug, so klein wie ein Kinderspielzeug, gross aber stehen dahinter die Lechtaleralpen, noch grösser vor uns die Zimbaspitze, gegen die sich die Sarottlaschlucht öffnet.



Brand mit Seesaplana.

Anmutig windet sich das wohl fahrbare Strässchen durch Matten und Wald tiefer ins Tal. Dass wir einer in der Touristenwelt hochangesehenen Gebirgs-




Gems-Birsche.

welt entgegengehen, verraten die Schilder an den Hütten, die angeben, dass darin Bergführer wohnen. Vor und hinter uns ziehen Bergsteigergruppen mit Sack und Pack ihres Weges. Aber die Familie, die auf einem Wägelchen fährt? Das sind doch keine Bergsteiger? Nein, Sommerfrischler, die nach Brand einrücken. Bei einer alten Kapelle erblickt man das malerische Bergdörfchen im Hintergrund des Tales.

Das Dorf Brand, leichte drei Stunden von Bludenz, zählt nur etwa dreihundert Seelen, sie werden aber im Sommer durch eine stattliche Schar von Gästen verstärkt, die aus den lang am Strässchen hingereihten Gasthöfen und Häusern in die grossartige Alpenumgebung ausfliegen. Auf den Wiesen, die nur noch durch

etwas Kartoffel- und Roggenfeld unterbrochen werden, weidet das Vieh, gesänftigt zieht der Alvierbach durch den grünen Grund, die Alpenblumen, Enzianen und Soldanellen, Silenen und Arnica, auch der liebliche Frauenschuh entfalten ihre farbenreiche Pracht, die Klänge vom Turm des Dorfkirchleins ziehen durch das tiefe Schweigen. In Zirkusform türmen sich die Berge. Hochgebirgsstimmung ist rings um uns!

Von Brand steigt ein vierstündiger Weg über die Zalimalpe zum Nenzinger Himmel, ein anderer, der die gleiche Zeit erfordert, zu der im Sommer 1905 eingeweihten Unterkunftshütte der Sektion Strassburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins am Nordrande des Brandner Ferners, 2700 Meter. Die Hütte, zu der vom Nenzinger Himmel der Straussweg emporklimmt, gestattet die Besteigung der Seesaplana in einer Rundtour mit Abstieg über die Douglashütte. Ihre Aussicht ist von packender Pracht, sie umfasst die Algäuer- und Bregenzerwaldberge, den Säntis und den Bodensee bis in den Hegau. In einer Stunde erreicht man von der Hütte über den ungefährlichen Gletscher die Spitze der Seesaplana.

Unser Ziel ist der Lünersee. Wir wandern zunächst noch auf einem Karrenweg, später auf einem blossen Fusspfad ansehnlich steigend durch den sich lichtenden Wald und über die zum Alvierbache zusammenrauschenden Wasser. Um uns jubelt Alpenrosenpracht, zu unserer Rechten aber vom Motenkopf herunter ziehen sich die öden Schutthalden zerbröckelnden Gebirgs. Auf der Alpe Schattenlagant beginnt die schärfere Steigung, sie leitet uns gegen einen Querzug von Felsen empor, die scheinbar unersteiglich das Tal absperren. Ein Wasserfall weht fein wie eine in durchsichtige Schleier gehüllte Sylphide von der steilen Felswand hinab, es ist der luftige Gruss des hinter dem Grat verborgenen Sees. Man spannt: Wie geht nun der Pfad? Unmittelbar vor dem erquickliche Kühle herniedersprühenden Sturz wendet er sich rechtshin und in einer Menge von Zickzacken eine Schutthalde empor, an der die letzten Bäume des Gebirgs ihr kärgliches Dasein fristen. Es sind die Legföhren, deren Stämme weithin auf dem Boden kriechen und sich nur mit dem Wipfel etwa mannshoch in die Luft erheben. Dichtgedrängt steht ihr buschiges, dunkel meergrünes Nadelwerk, so recht für den Kampf mit dem Höhenwinter eingerichtet. Hart ist der Weg, doch ungefährlich, selbst die romantische Felsenpassage

des „Bösen Tritt“. Dafür hat die Alpenvereinssektion Vorarlberg gesorgt. Und wenn wir die Männer des Gebirges sehen, die auf Schultern oder Rücken Zentnerlasten von Vorräten in die Unterkunftshütte am Lünersee hinaufschaffen, dann will uns die eigene Mühe doch sehr klein erscheinen.



Brandner Wasserfall.

Tapfer steigend erringen wir die Höhe des Querwalls. Da blitzt es zauber- und märchenhaft vor uns, erwartet, und doch wie eine Überraschung, leuchtet uns der Lünersee entgegen. Mit einem Schlage überblicken wir das geheimnisreiche, in Hell und Dunkel spielende Gewässer, um das in grenzenloser Verlassenheit jähe nackte Klippen und Felsen stehen. Die Wasser sind so klar, dass wir an ihrem Rand haustief auf den Grund blicken können. In wunderbaren Azurtönen spielt das Licht um die in die Tiefen sinkenden Felsenerker. Ultramarinfarbene Schatten liegen in den Buchten, an manchen Stellen scheint die Flut so dunkel, als würde


Lünersee.

sie über einem düstern Geheimnis brüten. Vielleicht über der alten Volkssage, der See würde eines Tages den schmalen Felsenwall, der ihn vom Brandnertale trennt, durchbrechen, und verheerend auf Bludenz und den innern Walgau niederstürzen. Gott sei vor diesem Unglück! Der See ist ansehnlich gross. Gegen zwei Stunden braucht man, um ihn zu umwandern. Vor der Bucht, um welche die einzige grüne Scholle, die Lüneralpe, liegt, ragt eine öde Felseninsel wie ein nordisches Riff aus dem See, entzückend spiegeln sich die Berge in der glatten Flut, und ein einzelner Kahn, der zur Douglashütte gehört, zieht durch seine Stille.

Die Douglashütte ist, wenn uns der See sein erstes Leuchten entboten hat, bald erreicht. Sie ruht drei Stunden von Brand hoch auf seinem westlichen Felsenufer und besteht nicht aus einem einzelnen Gebäude, sondern, mit dem Touristenverkehr gewachsen, aus einem Gemenge von ältern und neuern Unterkunftsräumen. Ihren Namen trägt sie zu Ehren des verdienten Vorstandes der Sektion Vorarlberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins John Sholto Douglass, dessen Bild die Wirtschaftsräume schmückt. Wir widmen dem Bergsteiger das wehmütige Gedenken, dass er im Jahr 1874 auf der Gemsjagd im Radonatobel bei Dalaas ein Opfer der Berge geworden ist. An schönen Sommerabenden geht es in der

Hütte ausserordentlich lebhaft zu. Von allen Seiten ziehen die Bergsteigerkarawanen heran, darunter nicht selten auch Damen; die Szenen eines grossen alpinen Sommerlagers entfalten sich, insbesondere fesseln die kraftvollen, von der Gebirgssonne braungesengten Führergestalten, die oft zugleich Gemsjäger sind und wie niemand sonst Rat und Bescheid in den Bergen wissen.

Unvergesslich ist die Sommerabendstimmung am Lünersee. In der untergehenden Sonne funkeln die Felsen und Berghäupter, als wären sie nicht mehr kalt, sondern von innerm Feuer durchglüht; der Widerschein des Lichts setzt auch den See in rote Flammen, nur langsam erlöschen die wechselnden Abschiedsspiele des Tages; sind sie aber dahin, welche erhabene Ruhe, welche andachtstiefe Stille im Bergkreis, wie auf einem vergessenen Kirchhof! Kein Laut, als der in den Felsen raschelnde Wind, und in der dunkeln Seeflut spiegeln sich die ewigen Sterne.

Auch in der Hütte kehrt bald die Nachtruhe ein; um so früher, schon im Morgengrauen, ist Tagwacht, ziehen die ersten Bergsteigerpartien pässe- und gipfelwärts. Da die Douglasshütte bereits 1965 Meter hoch gelegen ist, erfordert die Besteigung der Seesaplana, 2969 Meter, bei günstigen Schneeverhältnissen keine übermässige Anstrengung, nur reichlich drei Stunden Steigens über die Geröll- und Karrenfelder der Totenalpe. Bei Neuschnee ist ein Führer wünschbar, sonst aber ist der vielbegangene Weg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins auf den herrlichen Gipfel wohl zu erkennen. Als eine schlanke, jähe Pyramide ragt die Spitze. Wir erreichen sie durch ein Kamin und über den letzten jähen Grat. Was für eine unermessliche Aussicht, so grossartig wie irgend eine in der Alpenwelt! Die Menge der Berge in Vorarlberg, die uns aus den Tälern hoch geschienen haben, neigen sich vor der Seesaplana und erscheinen nur wie die hügelartigen Randwellen des wogenden Meers von Alpengipfeln, die im Osten, Süden und Westen unter der dunkelblauen Kuppe des Himmels ragen. In der duftigen Bläue des Nordens liegt mit silbernen Scheinen ins Grün hingegossen die Platte des Bodensees, hell flimmern die Randpunkte seiner Städte, und weithin durch die deutschen Gaue glänzt es unbestimmt von Städten und Dörfern. Sonst aber ringsum Berge, Gipfel an Gipfel, Haupt an Haupt, ein drängendes Heer, aus denen sich die höchsten wie Führer der übrigen erheben. Gleich in unserer Nähe



Seesaplana
mit Brandnerferner.

ragt eine der mächtigsten Gruppen, das Silvrettagebirge, dahinter heben duftumblaut die gewaltigen Tiroler Massive, Karvendel, Stubaier-, Ötztaleralpen und der Ortler, ihre schneeigen Spitzen, im Süden blitzen das Adamellogebirge, die gewaltige Bernina, westlicher Tödi und Gotthard, die Schneetafeln des Berneroberlandes; fast alles, was die Schweiz an Gipfeln und Spitzen hat, glänzt zur Seesaplana, es ist, als ob die fernsten Berge sich noch auf die Zehen stellten, um über die nähern daher zu uns herüberzugrüssen.

Zu den Burgen ewigen Winters, die im Raum des gewaltigen Gesichtsfeldes stehen, bilden die grünen, mit Dorfschaften besprenkelten Täler, welche die Seesaplana vom übrigen Alpengebirge abtrennen, den ergreifenden Gegensatz. In den Ernst lacht die Lieblichkeit. Unter der Spitze liegt auf einem mächtigen Absatz des Berges der Brandnerferner, mit weissen, blauen und schillernden Lichtern. Regt sich's da nicht von menschlichen Gestalten? — Gewiss, Touristen, die von Brand auf dem kürzesten, nur fünfstündigen Weg über die Zalimalpe und die Schutzhütte der Sektion Strassburg am Rand des Gletschers auf die Seesaplana klettern, überschreiten den Ferner. Eine friedliche Idylle des Abgrunds, liegen flachgedrückt die Häuser von Brand, tiefer Bludenz und der innere Walgau mit dem anmutigen Band der Ill. Aber auch Schweizer Täler mit Ortschaften, die wie hingestreute weisse Steinhäufchen scheinen, haben sich herr-

lich vor uns erschlossen, so namentlich das Prättigau mit dem freundlichen Seewis, von dem hinauf ein vierstündiger Weg über die Klubhütte der Sektion Rhätien des Schweizer Alpenklubs auf die Scesaplana leitet.

Welches Ruhen, welches Schauen! Vor der Weite des Himmelsraumes, der sich um uns spannt, schüttelt die Seele den Staub aus den Schwingen, verfliegen die Gedanken der Alltäglichkeit. Und doch — wir müssen an den Abschied von dem Gipfel denken, um den die freien Hochlüfte spielen.

Nur bis zum Lünersee, von dem eine Scherbe auch zur Scesaplana emporblinkt, gehen wir auf dem Weg des Aufstiegs zurück. Darauf treten wir die Wanderung über einen Hochboulevard der Alpenwelt an, der wie die Gipfelrast auf freier Zinne zum Erhabensten gehört, was sich auf einer Bergsommerreise erleben lässt. Es ist der Übergang von der Douglass- zur Lindauerhütte, und der Abstieg nach Schruns im Montafon eine entzückende Tagespartie von sieben Stunden.

Wir wandern von der Hütte durch das alpenrosenüberblühte Ufergefelse rechtshin und schlendern den Wassern des Sees entlang auf die dem Unterkunftshaus gegenüberliegende Lünernalp, der ein-



Wildheuer.

zigen begrünten Strandstelle des Bergsees. Bei ihren Alphütten beginnt die Steigung, denn unser Hochboulevard bewegt sich in einem steten Wechsel von Auf und Ab. An den Felsenorgelpfeifen des Lünerecks vorbei geht es auf das Verajöchl, 2331 Meter, dann hinab zum Schweizertor, 2151 Meter, dann wieder hinauf zum Öfenpass, 2293 Meter, dann hinab zur Lindauerhütte, die schon an der obern Waldgrenze liegt, endlich durch das romantische Gauertal in die Tiefe von Schruns.

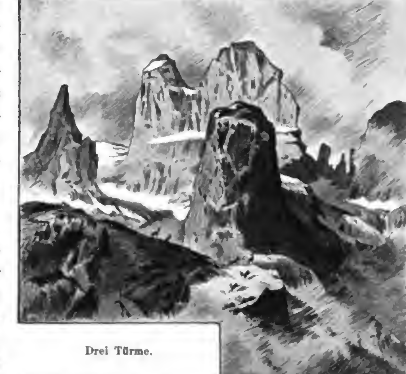
Was liegt da alles Schöne am Weg! Zur Rechten stehen nackte Berge mit den kühnsten Formen, den verwegensten Erkern, Zinnen und Spitzen, und spielen in weissen und rötlichen Tönen; zur Linken blicken wir in grüne Täler, und Blumenjubel und Tierleben der Alpenwelt sind um uns. Der schrille Pfiff des Murmeltieres durchdringt die Luft, überall bemerken wir im kurzen Berggras die Höhlen der Tiere, bald auch sie selbst, wie sie spielend sich zum Männchen aufrichten und vorsichtig in die Runde lauschen, oder wie sie mit den gelblichen Zähnen das Alpengras mähen und es in ihre Baue tragen. Ein geübtes Auge kann an den Felsgehängen der Berge wohl auch Gemsen entdecken, den meisten Touristen entgehen sie, weil sie sich kaum merklich vom Gefelse abheben und nur wie braune Schatten erscheinen, die sich über die Lehne bewegen. Ein schneidender Warnungspfiff, und fort sind die Tiere, wie zerstoben im Wind.

Eine besonders interessante Stelle am Weg ist das Schweizertor, eine Zahnlücke gleichsam in den jäh ragenden Bergen. Auf den ersten Blick fragt man sich, ob es mit seinen senkrechten Felswänden nicht künstlich aus dem Gebirge gebrochen sei, doch ist es eine elementare Bildung der Naturgewalten. Seine Szenerie wirkt überaus grossartig. Durch das Tor erblicken wir einen sonnenüberleuchteten Ausschnitt der Bündner Bergwelt und des Schraubachtales, das den vom Schweizertor herniedersteigenden Wanderer in vier Stunden nach dem Prättigau führt. Auch der Ausguck ins Vorarlberg ist hübsch, durch das etwas düstere Rellstal versinkt das Auge in die lichter getönten Gründe des Illtales und schweift hinüber zu den Felsen der Roten Wand.

Auf dem Öfenpass aber stehen wir im Banne der zu unserer Rechten ragenden Drusenfluh und erblicken im Hintergrund der



Drei Türme im Gauertal.


Drei Türme.

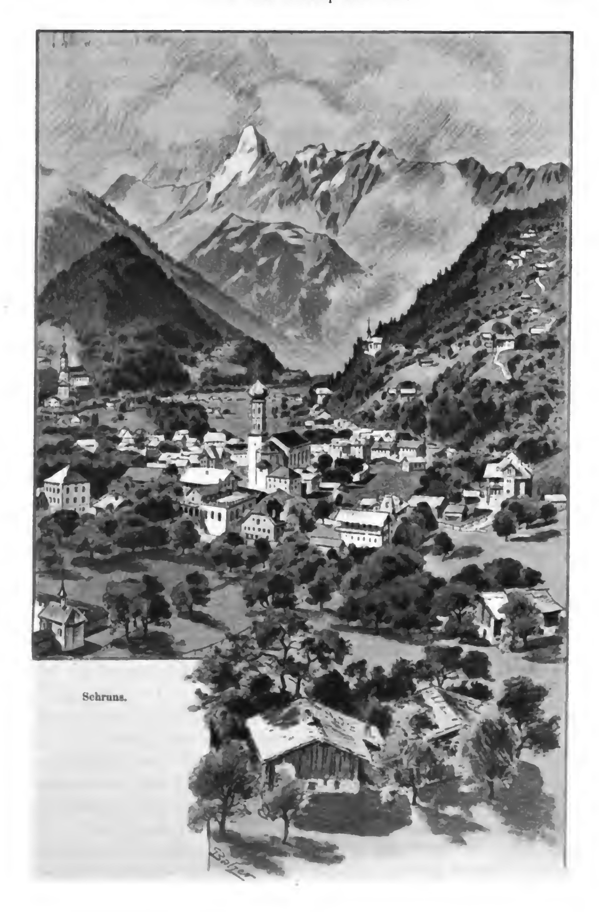
mit vielen Hütten bestreuten Sporreralpe, in die ein weisser Bach hinabrauscht, bereits die auf einem Hügel stehende, von Föhrenwald umkränzte, hellschimmernde Lindauerhütte. Durch den grossen Frieden der Berge tönt uns schon das Geläute der Herdenglokken entgegen, und der rüstige Wanderschritt rückt uns neue prächtige Alpengipfelbilder näher. Wie Burgen der Sage ragen nackt und verwittert die Drei Türme, neben denen der Gebirgsübergang des Drusentores eine ähnliche Lücke wie das Schweizertor bildet. Immer stärker fesselt die allgemach hervortretende schöne Berggestalt der Sulzfluh, die Hermelinschmuck des Winters trägt, die Sinne. Die lichte Farbe der Kalkwände, mit denen sie und ihre Nachbarn in die Bläue des Himmels streben, haben dieser Gebirgspartie im Volksmund des Montafon den Namen „Weisse Platten“ eingetragen. Berühmt sind die mit Kristallisationen ausgeschmückten Höhlen des Gebirgszuges, der Sulzfluh insbesonders; die bedeutendsten finden sich an ihrem östlichen Absturz: See-, Kirch- und Abgrundhöhle. Ihr 2820 Meter hoher Gipfel wird von der Lindauer- oder der Dilisunahütte erstiegen, ihre Aussicht reicht vom Tirol bis ins Berneroberland, von den Hochspitzen des Engadin über den Bodensee weit hinein ins deutsche Land.

Grenzwächter begegnen uns auf unserm Pfad. Was für einen


Sulzfluh mit Lindauerhütte.

harten Dienst müssen sie an dem unwegsamen Alpenwall haben. So rauh und jäh die Berge sind, steigen die Schmuggler von der Schweiz mit schweren Ballen von Tabak, Kaffee, Zukker daher, die in Oesterreich teurer als im Nachbarlande sind, und horcht man ins Volksleben des Montafon, so hört man von manchem schweren Kampf, der sich nächtlich in den Einöden des Gebirgs zwischen den Finanzwachen und den Schwärzern zugetragen hat.

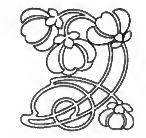
Die Lindauerhütte ist ein stattliches, liebliches Heim der Bergwanderer, und trefflich schmeckt nach dem Marsch durch die hochalpine Gemäldegalerie der Imbiss des Hüttenwarts. Die Räume sind mit Bildern der Stadt Lindau und des Bodensees ausstaffiert, so dass sich die Sektion, die sie begründet hat, darin recht heimisch und häuslich fühlen muss, grossartiger aber sind die Bilder, die durch die Fenster in die Hütte schauen: Die Drei Türme, die Sulzfluh, das Schwarzhorn, die Tschaggunser Mittagspitze, der Tannenabgrund des Rosafeibaches, der uns den Weg hinab ins Gauertal, in die lachenden Talgründe des Montafons weist. Rosig erglühen im Abend die Gletscherflecke, die



Schruns.

da und dort am Gebirge hangen; rasch fördert uns der Pfad in die Tiefe, mit dem jodelnden Geissbuben, der seine fröhliche Herde zu Tale führt, erreichen wir die häuserübersäete Halde von Landschau, und vor uns erschliesst sich der anmutsreichste Teil des Montafon, das Dorf Schruns mit dem Hintergrund des reichbewohnten, alpenhaften Bartholomäberges, von dessen Kirchen das Abendläuten herübertönt.

Nun ruhen wir von langer Tour im reizenden Bergdorf.



# Das Montafon.

AUF etwas ungewöhnlichem Weg sind wir ins Montafon gelangt. Der gewöhnliche Zugang sind die Landstrasse, die in drei Stunden von Bludenz nach Schruns führt, und die elektrische Bahn Bludenz—Schruns. Strasse und Bahn entwickeln die gleiche fesselnde Szenerie, den Blick auf die grosse Talteilung bei dem Frauenkloster St. Peter hinterhalb Bludenz. Links liegt das Klostertal mit dem Schienenstrang der Arlbergbahn, rechts das Montafon. Freilich sehen wir zunächst von dem Tal, das wir besuchen wollen, nicht viel. Hinter dem stimmungsvollen Bild, wie die Alfenz aus dem Klostertal und die Ill aus dem Montafon in den Niederungen von Lorüns machtvoll zusammenschwellen, scheint die Felsenklause der „Stehbösi“ den Eingang in das Tal zu versperren, aber plötzlich öffnet sich die Enge zum Talkessel des vordern Montafon. Dörfer hüben und drüben!

Am rechten Ufer der Ill sonnt sich St. Anton in einem Garten von Kirschbäumen, die überhaupt der besondere Schmuck des Tales bilden, nur leider in neuerer Zeit häufig erkranken. Das weitzerstreute Dörfchen steht mit der roten Kuppel seines Kirchleins auf einem reich übergrünten alten Bergsturzgebiet, unter dem, wie die Sage meldet, die sündige Stadt Prazalanza begraben liegt. St. Anton ist die Heimat des Landammanns und Richters Johann Joseph Battlogg, geboren 1751, gestorben 1800, der in der Franzosenzeit wegen seinem Mut und seiner aufopfernden Vaterlandsliebe von den Feinden in die Gefängnisse von Innsbruck geworfen wurde; er ist eine der volkstümlichsten Gestalten der vorarlbergischen Geschichte, mit ihm sein treuer Knecht, der Montafoner Riese Fitsch oder wie ihn der Volksmund nannte, „Petschi“.

Am linken Ufer schimmert, mit St. Anton durch eine Brücke verbunden, Vandans und hebt sich von der Vandanser Steinwand, einem furchtbar zerklüfteten Felsengehänge ab. Darüber entfaltet

sich die Bergkette des Rhätikon mit grünem Vorder- und Mittelgrund, durch welche die Rinne des Rellstales zum Lünersee ansteigt, und mit weissen Spitzen in der Höhe.

An beiden Ufern des Flusses stehen die sonngebräunten Heimstätten mit Vorgärten und blumengeschmückten Fenstern, und schon winkt von einem Vorsprung der grünen Welt, durch die wir wandern, die schöne Kirche von Tschagguns rechts an der Talhalde Gruss. Unvermerkt sind wir zu den ersten Häusern von Schruns gelangt.

Dorfeingang in Schruns.

Man mag viele schöne Alpengegenden gesehen haben, dem Zauber des Landschaftsbildes von Schruns kann man sich doch nicht entziehen. Wie ein Gedicht stehen lieblich am Berghang des Bartholomäberges Schlösschen und Kapuzinerklösterchen Gauenstein, ein Lieblingsspazierziel der Gäste des Dorfes mit entzückendem Klostergarten und ergreifend schöner Schau auf die Sulzfluh, die Drei Türme und die Drusenfluh. Über dem Klösterchen dehnen sich die sonnigen Wiesen des Bartholomäberges, von dem das älteste Kirchlein der Gegend zu Tale schaut. Freundliche Wohnhäuser, Gärten und Äcker ziehen sich hoch an die Halden empor, von jenseits der Ill, vom Fuss des Ziegerberges, der auch wieder mit anmutigen Gehöften bedeckt ist, lacht Tschagguns, und überall zwischen den Häusern

stehen Kirschbäume in unendlicher Zahl und verleihen, wenn die Früchte anreifen, dem Tal eine Üppigkeit von berauschender Pracht.

Mitten in dieser Herrlichkeit ruht wie der Vogel im weichen Nest das freundliche Dorf Schruns, der Hauptort des Tales, in seiner gegenwärtigen Entwicklung eher ein kokettes, ländliches Städtchen als ein Dorf, der erste Ort Vorarlbergs, der zur Sommerfrische grösseren Stils geworden ist, überhaupt die besuchteste Fremdenstation des Landes. Die grosse stattliche Kirche, die zum Teil mit prächtigen Gärten umgebenen, ziemlich zahlreichen Hotels und Gasthöfe, die reizenden Verkaufsläden, in denen die Menge der Sachen und Sächelchen ausgestellt sind, die den Bedürfnissen der Touristen und Sommerfrischler entgegenkommen, viele schöne Privathäuser, darunter auch hübsche Steinbauten, geben dem Ort das Gepräge vornehmer Wohligkeit, in die man sich gerne einnistet. Durch das Dorf braust aus dem Silbertal, das sich ins Illtal öffnet, der Litzbach, an dem sich eine wohleingerichtete Schwimmbadeanstalt und das Elektrizitätswerk erheben.

Schruns, das in mittelalterlicher Zeit zum Bartholomäberg gehörte, ist seit 1597 eine eigene Pfarrei, die Kirche, die ein paarmal, 1682 durch die Schuld eines Soldaten, der einen Vogel auf dem Dach schiessen wollte, abgebrannt ist, hat ihre jetzige Gestalt aus den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Der Ort ist der Knotenpunkt der verschiedenen Ausflüge im Montafon, in dem nicht nur die Fülle der herrlichen Naturgemälde, sondern auch ein eigenartiges Volksleben die Aufmerksamkeit des Wanderers erregt. Obwohl die Montafoner eine deutsche Mundart sprechen, verraten sie doch in Körperbildung, Wesen und Sitte die rhätoromanische Abkunft. Den Männern fehlt der reckenhafte Wuchs, den wir an andern Gebirgsbewohnern treffen, an den Frauen fällt gegenüber den Alemanninnen das dunklere Inkarnat der Gesichtsfarbe auf, und feine Bildung der Züge und Glieder fesselt an den weiblichen Gestalten im Montafon häufiger als in andern Alpentälern. Die Männer gehen meist in Loden gekleidet, die Mädchen und Frauen halten mit wenigen Ausnahmen treu zur alten Tracht. Sie besteht aus einem in Falten gelegten, dunkelbraunen, rot oder grün belegten Wollrock, einem schwarzen Mieder, aus dem der seiden-silber- oder goldgestickte „Brustfleck“ hervorsieht, dem „Tschoppa“,




Neuigkeiten auf der Alm.

einer eng anliegenden dunkeln Jacke und dem als Kopfbedeckung dienenden „Mässle“, das einem ehemaligen Militärtschakko nicht unähnlich sieht. An Festtagen wird das „Mässle“ an eine überaus stattliche Pelzkappe getauscht und zu den Prozessionen erscheinen die Jungfrauen mit Krönchen aus Flittergold, mit weissen Hemdärmeln und verschiedenfarbigen Schürzen.

An die Zeiten vor der alemannischen Einwanderung erinnern die zahlreichen Orts- und Geschlechtsnamen romanischen Ursprungs, doch ist gerade in der Herkunft und Bedeutung der Ortsnamen vieles dunkel, auch der Sinn des in mancherlei Variationen geschriebenen Talnamens. Es scheint, dass er mit dem romanischen „davo“, „dahinten“, zusammenhängt und ähnlich etwa wie Davos die Gegend hinten in den Bergen bedeutet. Die ursprünglich romanische Bevölkerung ist mit Alemannen und Walsern durchsetzt, die sich namentlich im Silbertal niedergelassen haben; doch haben sich die Stämme ziemlich zu einem Volksganzen, dem aufgeweckten, geistig lebhaften, gewandten, klug auf seinen Vorteil bedachten Montafoner Volksschlag zusammengeschmolzen. Seine wirtschaftliche Tüchtigkeit

spiegelt sich in den einladend saubern, schönen Heimwesen und in der mustergültigen Alpwirtschaft und Viehzucht, die grosse Viehmärkte in Schruns ins Leben gerufen hat. Unter den verschiedenen Alpenvölkern Vorarlbergs haben die Montafoner am meisten weltmännische Art und sind für Neues und Fremdartiges empfänglicher als andere Gebirgsbewohner.

Das rührt von der sommerlichen Auswanderung her, die in der altüberkommenen Überlieferung eines grossen Teils der Bevölkerung liegt. Früher nahmen selbst die Mädchen und Frauen daran teil; zu Hauf zogen sie als Ährenleserinnen nach Schwaben, um nach der Ernte mit dem gewonnenen Korn in grossen Leiterwagen singend und plaudernd, oft auch die Pfeife rauchend, in die Heimat zurückzukehren. Unter den Kindern ist stets noch der Brauch des „Schwabenlaufens“ im Schwung; auch sind das ganze Jahr über viele Montafoner als Hausierer unterwegs, die in Tirol, Steiermark und Süddeutschland mit Sensen, Wetzsteinen, Stahl- und Eisenwaren handeln. Eine andere Spezialität unter den Wandersleuten des Tales bilden die Krautschneider, die mit dem blanken, sechsmesserigen Krauthobel auf dem Rücken, den wohlgespickten Ledersack an der Seite, im Herbst den Rhein entlang bis nach Holland und die Donau hinab bis nach Ungarn ziehen, und den Bauern die Kohlköpfe zu Sauerkraut schneiden. Andere Montafoner machen sich Ende Winters als Maurer, Steinhauer, Gipser auf den Weg nach Deutschland und Frankreich, was erklärt, dass man hie und da Montafoner auch in der Heimat französisch untereinander sprechen hört. Seit sich durch den Fremdenverkehr in der Heimat selber neue Verdienstquellen geöffnet haben, ist die Auswanderung nicht mehr so umfangreich wie vor einem Vierteljahrhundert, doch verdankt ihr das Tal zweifelsohne vieles vom blühenden Wohlstand, der seine Dörfer auszeichnet.

Aus dem regen Volksleben des Montafon, gerade aus Schruns, sind einige Männer hervorgegangen, deren Namen mit Ehren in der vorarlbergischen Geschichte stehen. Da nennt das Volksgedenken vor allem Landammann Ignaz Vonier, der sich an der Seite Battloggs kraftvoll gegen den Übermut der Franzosen wandte; in der vorarlbergischen Wissenschaft aber gewann Ignaz Vonier, ein Namensvetter des Landammanns, als Professor in Feldkirch den Ruf eines hervorragenden Philologen, und in der Kunst zeichnete

sich die Familie Bertle aus, die dem Land sowohl tüchtige Maler wie geschickte Altarbauer gestellt hat.

Zugleich mit Schruns sollte man eigentlich Tschagguns nennen, seinen romantischen Dorfzwilling jenseits der Ill. Es liegt so nachbarlich, dass wir hinüberspaziert sind, ehe wir es recht bemerkt haben. Der lauschige Friedhof um das Wallfahrtsgotteshaus auf dem Kirchstein, das in jetziger Gestalt ein Jahrhundert alt ist, gewährt die Übersicht über die Ebene von Schruns und den mit herrlichem Baumschlag und freundlichen Häusern bedeckten Bartholomäberg, sowie den Einblick ins Silbertal. Im Hintergrund der Kirche, der sich eine Gruppe von Häusern gesellt, steigt der Ziegerberg hinan und führt uns durch liebliche Heimwesen empor ins Ganertal, durch das wir im vorigen Kapitel von der Lindauerhütte herniedergestiegen sind.

An all den grünen Höhen, die auf Schruns herniederschauen, ist das Wandern dankbar, auch in dem zwei Stunden langen, bergwaldprächtigen Silbertal, in dem das Dorf gleichen Namens am rauschenden Litzbach gelegen ist. In dem Namen klingt die Kunde von untergegangener Bergwerkherrlichkeit fort, von Knappen, die am Kristberg Silber und Eisen und die ihnen vergesellschafteten Erze aus nun verfallenen Stollen wühlten. Nach zuverlässigen Forschungen wurde der Bergbau im Montafon unter der Leitung des Kaufhauses Fugger in Augsburg durch eingewanderte Krainer ausgeübt, und zwar in den Jahren von 1360 bis 1550 oder 1570, wo er wegen schwacher Ausbeute wieder aufgegeben wurde und sich die Krainer Knappen aus dem Tale zurückzogen. Die Kristberger Kirche wurde, wie die gotische Inschrift am Chorbogen zeigt, von ihnen zur Zeit der höchsten Blüte des Bergbaues 1477 erbaut.

Lieblicher als das Tal ist der darüber aufgebaute, maiensässen- und alpenreiche Bartholomäberg, der sich von St. Anton am Eingang des Montafon ins Silbertal hineinzieht und oberhalb des Dorfes Silbertal in den Kristberg fortsetzt. Hoch über St. Anton liegt Ausserbartholomäberg, wie die Überlieferung lautet, die älteste Niederlassung im Montafon, ein Luginsland mit ergreifender Aussicht auf den Rhätikon und die Silvretta. In der Kirche, die, wie von grünem Thron hernieder, das ganze Tal beherrscht, befindet sich ein herrlicher Flügelaltar vom Jahre 1455, der in kunstvoller Schnitzarbeit die heiligen drei Könige vor dem Christuskind, den

hl. Christoph und den besondern Heiligen der Walliser, St. Theodul, darstellt, diesen mit einem Hammer auf der Schulter und einer Erzstufe in der Hand. Das Pfarrhaus besitzt ein uraltes, massives Emailkreuz mit eingesetzten, bohnengrossen Steinen. So kommt also auf Bartholomäberg nicht nur der Natur-, sondern auch der Kunstfreund auf sein Genügen, jener aber besonders, denn Zimbaspitze, Sulzfluh und Seesaplana stehen vor ihm wie Altäre erhabenster Andacht da.

Gegen den Kristberg hin liegt auf sonniger Höhe Inner-Bartholomäberg. Sein spätgotisches Kirchlein ist mit hübschen Altarblättern und einer schönen Kanzel ausgestattet. Kornfelder wechseln mit schattigen Baumgruppen. Von der Höhe des Kristbergs blickt das Agathakirchlein ins Tal, das nach einer frommen Sage von Knappen, welche aus einem einstürzenden Schacht glücklich entkamen, ex voto erbaut und den Heiligen Theodul und Niklaus gewidmet worden sein soll. Um das Kirchlein findet man die grasüberwachsenen Spuren und Reste des Bergbaues, der einst die Höhe des Kristberges belebte. Wunderhübsch blickt sich's von dem Kirchlein in das von einem saubern Strässchen durchzogene Silbertal, auf die braunen Holzhäuser seiner Bergflanken und das lindenumschattete Silbertaler Kirchlein, das einen kleinen Felsenhügel krönt.

Der Übergang von Schruns über Inner-Bartholomäberg, Agathakirchlein, Kristberg nach Dalaas im Klostertal, der in vier bis fünf Stunden gemacht werden kann, ist eine sehr lohnende Tour. Herdengeläute, Wetterkreuze, einsame Kapellen, friedliche Holzhäuser, blumige Wiesen, schattige Tälchen, kleine Waldpartien begleiten uns bis fast auf die Höhe, und stetig wächst die Aussicht auf den Kranz der Berge, die schimmernde Gletscher tragen. Erst gegen den Kamm hin wird der Weg etwas mühsam. Ein Kreuz bezeichnet die 1486 Meter hohe Passhöhe. Eine Viertelstunde unter dem Sattel steht die kleine hölzerne Bruderhüsle-Kapelle, bei der sich eine weite Schau auf die nördliche Flanke des Klostertales und die dahinter emporstrebende Bergwelt erschliesst. Im Zickzack leitet der Pfad den schattigen Bergwald hinab und über Wiesen nach Dalaas und der Arlbergbahn.

Gegen die grosse Bergwelt hinan aber führen uns von Schruns die westlichen Täler: Rells-, Gauer- und Gampadeltal, das erste zum




Schweizertor, das mittlere zur Lindauerhütte, das letztere von Tschagguns an der Mittagspitze vorbei zum Dilisunasee und der Dilisunaschutzhütte der Sektion Vorarlberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 2211 Meter, in grosser Bergeinsamkeit. Über dem träumerischen Seelein ragt ernst und dunkel das Seehorn, aus dem See wirft sich ein Bach in milchweissen Streifen über eine Felsenwand. Die Dilisunaschutzhütte ist hauptsächlich ein Stützpunkt für den Übergang über das Plasseggenjoch oder den Grubenpass ins bündnerische Tal des Prättigau, für den Besuch der Tropfsteinhöhlen und die Besteigung der 2824 Meter hohen Sulzfluh, deren Aussicht ebenso schön ist wie die der nahen Seesaplana.

Indessen bleiben wir im Hauptal des Montafon und wandern den Bergen entgegen, in deren Hintergrund wohl schon in wenigen Jahren eine neue Fahrstrasse von Schruns bis Parthenen und bis auf das Zeinisjoch gebaut werden wird. Beim Weiler Maura schwillt das Tal mit dem steilen Wegstück der Fratte, die Ausser- und Innermontafon scheidet, auf eine höhere Flächenstufe hinan. Die Landschaft nimmt das Gepräge eines Hochgebirgstales an, das sich auch im Stil der alemannischen Häuser kundgibt. Alle haben den Eingang an der südlichen Flanke, die wohl der Sonne, aber nicht dem aus Norden blasenden „Talwind" Zutritt gestattet. Unter die stattlichen neuern Montafonerhäuser mengen sich die braungesengten, alten Blockbauten und die niedern Ziegenställe, aus denen der Geisshirt die Tiere auf die Dorfstrasse zusammentutet.

Das Bergbild der Vallülaspitze, 2810 Meter, schaut uns entgegen, mächtig beherrscht sie das Tal. Die zum Teil neue Fahrstrasse führt

im Frattnertobel durch eine Lawinengalerie und einen Tunnel und durch einen steten Wechsel fruchtbaumumschatteter Gehöfte in zwei Stunden nach St. Gallenkirch, das am rechten Ufer der Ill auf dem breiten, ebenmässigen, grün überwucherten Schuttkegel des Zamangbaches ausgebreitet liegt. Mit seiner grossen Kirche schaut es reizvoll gegen die westlichen Berge, an denen der Vermiel- und der Balbierbach brausende Stürze bilden.

Da öffnet sich rechtshin das Gargellental, eine echt hochalpine und romantische Nebenkammer des Montafon. Aus ihr hervor schäumt der Suggodinbach in die Ill. Über die Brücken der beiden ungestümen Flüsse leitet ein schmaler Weg, den aber doch ein Zweispännerpöstchen befährt, in die malerische Heimlichkeit des Tales und in seinen herrlichen Hochgebirgshintergrund, wo das Dörfchen Gargellen eine bekannte Sommerfrische geworden ist. Reizvolle Rückblicke auf St. Gallenkirch kürzen den Anfang des dreistündigen Weges, der nur bis Reute etwas steil ist. Da steht eine Kapelle, welche neun Montafonern gewidmet ist, die im Jahr 1817 in einer Lawine umgekommen sind. Romantisch windet sich der Pfad durch Tannen, über Steinblöcke poltert der Bach, bald öffnet sich das kleine Hochtal, um dessen Dörfchen die Herden weiden. Trotz seiner Höhe von 1408 Meter soll Gargellen auch im Winter nicht verlassen sein, überhaupt gilt sein Klima als verhältnismässig mild. Auf einem Hügel über dem Kirchlein steht das umgebaute und vergrösserte Hotel zur Madrisa und schaut in eine prächtige Gebirgswelt. Königlich frei steigt der edle Felsbau des Madrisa, 2766 Meter, in den blauen Himmel empor, eine der schönsten Berggestalten des Montafon, und linkshin, im Hintergrund des fichtenreichen Tals erblickt man die Gebirgssenke des Schlappinerjochs wie ein grosses Tor der Berge. Wie weit mag's auf den nah erscheinenden Sattel sein? Immer noch drei Stunden, doch ist das 2200 Meter hohe Joch der bequemste und leichteste Übergang vom Montafon ins Prättigau, und hat man es überstiegen, so erblickt man bald das grosse Dorf Klosters, die Landschaft und den See von Davos.

Eine Menge Sagen sind in dieser reichen Gebirgswelt zu Haus, die Überlieferung bevölkert sie mit den Gestalten der riesengrossen Wildleute, die, stark und körpergewandt, allerlei Wetter- und Kräuterkenntnisse besitzen und Auskunft in vielen Krankheiten des



Gargellen mit Madrisa.

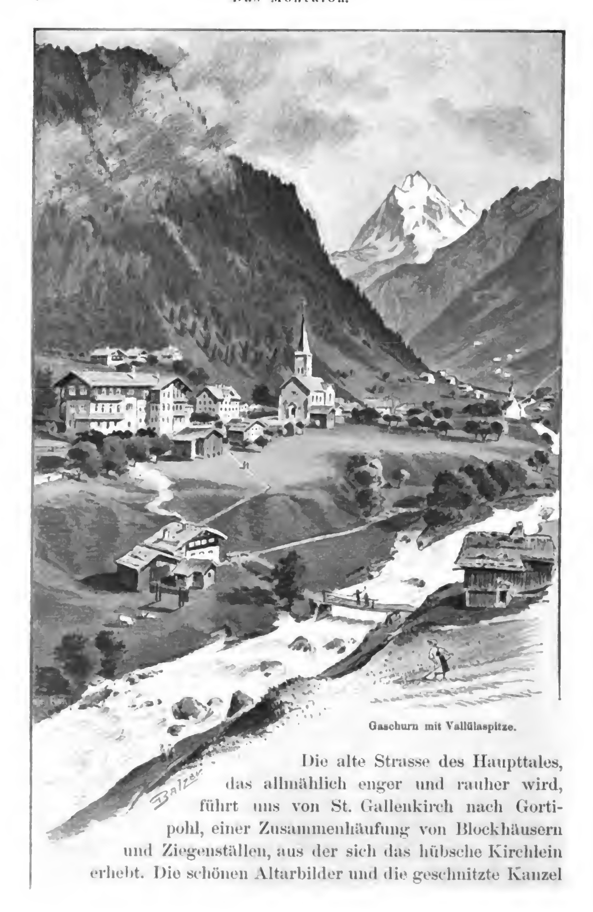
Wasserfall.

Viehes wissen. Den Leib über und über behaart, das gewaltige Haupt mit Eichenlaub umkränzt, sollen die Männer durch die Wälder schreiten, die Frauen aber mit hellblonden, oft fast weissen Haaren klein und zierlich sein. Manchmal seien



Bauernhaus und Montafoner Trachten in Gortipohl.

sie auch mit den Menschen in Verkehr getreten, hätten ihnen gute Räte erteilt und Knechtdienste geleistet, so dass sie wie Verwandte der Heinzelmännchen erscheinen. Insbesondere aber sind es die „Butze“, die den Alpenbewohnern früher einen Teil ihres oft mühseligen Tagewerks abnahmen, eine Art Elben, welche die Geschirre fegten und putzten, das Vieh fütterten, tränkten und striegelten, aber manchmal sich auch als heimtückisch und böswillig erwiesen, tanzten und lärmten, und wenn man ihnen zu viel Güte erwies, hochmütig wurden und aus dem Dienst liefen.



Gaschurn mit Vallülaspitze.

Die alte Strasse des Haupttales, das allmählich enger und rauher wird, führt uns von St. Gallenkirch nach Gortipohl, einer Zusammenhäufung von Blockhäusern und Ziegenställen, aus der sich das hübsche Kirchlein erhebt. Die schönen Altarbilder und die geschnitzte Kanzel

verdienen die Aufmerksamkeit des Wanderers. Eigenartig berührt es, wie eine geschnitzte Hand ein Kruzifix aus der Kanzel reckt. Und wieder dreiviertel Stunden! Da grüsst uns über die breite Runse eines Seitenbaches der Ill Gaschurn entgegen. Kein Wunder, dass der von der Vallülaspitze überschienene Ort bei den Feriengästen ähnlich gut wie Schruns und Gargellen angeschrieben ist. Die Scholle Häuser mit neuer Kirche ruht lieblich an einem Hügel, in der Flussebene steht die Kapelle Maria-Schnee auf einer Erdhöhe. In einem der hübschen Gasthäuser überlegen wir, wohin wir weiter wandern wollen. Vielleicht an den Ganerabachfall in romantischer Schlucht, vielleicht auf die Aussichtswarte von Tavamont, einer Maiensässe auf schmaler Bergterrasse, mit erhabener Ausschau auf die Hochmadererkette, den Litzner, die Vallüla und die Täler von Vermunt. Gaschurn ist auch Bergsteigelager für den Besuch zahlreicher Spitzen, noch mehr Parthennen, die letzte Siedelung des Tales, ein Stündchen hinter Gaschurn am Ende des fahrbaren Weges.



Eisernes Tor.

Parthennen oder Patenen gewährt das Bild eines grossartigen Talschlusses. Auf grüner Matte liegen seine Blockhäuser, ringsum aber türmen sich die Felsen, in mächtigen Stürzen brausen von drei

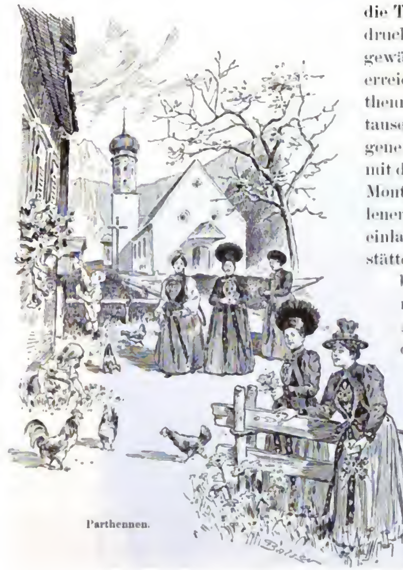


Bauernhaus in Gaschurn.

Seiten die Wasser hernieder, der Verbellen- und Vallüla-bach und bereits wasserkräftig in stolzem Fall die Ill. So klein das nur zweihundert Einwohner zählende Dörfchen ist, so ist doch ein in der katholischen Welt hochangesehener Name damit verbunden. An einem der braunen Häuser meldet eine weisse Marmortafel, dass hier Bischof Rudigier von Linz im Jahr 1811 geboren wurde, und erinnert uns damit an einen Mann, der zu den hervorragenden Streitern der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert gehörte, dessen persönliche Selbstlosigkeit aber auch seine Gegner anerkannten.

Der Ort ist der Schlüssel für die gewaltige Bergwelt, die sich an der Grenze Vorarlbergs, Tirols und der Schweiz türmt, der Silvretta- und Verwallgruppe, deren erstere durch das Schlappinerjoch vom Rhätikongebirge getrennt ist. Über die zweite führt 1852 Meter hoch das eine breite Wiesenwelle bildende Zeinisjoch in vier Stunden nach Galtür im tirolischen Paznaunertal, das von der Trisanna durchströmt, nach Pians an der Arlbergbahn verläuft und in mannigfaltiger touristischer Wechselwirkung mit dem Montafon steht. Besonders sein oberer Teil atmet die Grösse einer echten Hochgebirgslandschaft, Gletscherluft und Blumenduft.

Touristisch ebenso bedeutend wie der Übergang ins Paznaun ist das Gross-Vermunttal mit den schönen Wasserstürzen der Ill, unter denen namentlich der Stüberfall, der über dreissig Meter in


Parthennen.

die Tiefe prasselt, ein eindrucksvolles Schauspiel gewährt. In vier Stunden erreicht man von Parthennen aus die fast zweitausend Meter hoch gelegene Gross-Vermuntalpe mit den letzten Hütten des Montafon und dem Madlenerhaus, 1980 Meter, der einladenden Unterkunftsstätte der Sektion Vorarlberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Es ist ein wichtiger Punkt für die Bergwanderer. Das Hohe Rad, 2912 Meter, die Vallüla, 2810 Meter, der gewaltige Piz Buin, 3312 Meter, die höchste Spitze Vorarlbergs, das schwierig zu erkletternde Verstanklahorn in der Schweiz, 3302 Meter, der noch schwierigere Gross-Litzner, 3111 Meter, und das Grosse Seehorn, 3123 Meter, werden von hier aus erstiegen. Auch für Passwanderungen ist das Unterkunftshaus Ausgangspunkt. Nach Klosters im Prättigau und nach Gnarda im Engadin führen die weiten, doch lohnenden Gebirgswege, die sich beim „Veltliner Hüseli“, eine Stunde oberhalb Gross-Vermunt, trennen. Das Veltliner Hüseli ist eine Ruine, in der die Volkssage die Gespenster ihre Gastmäler abhalten lässt. Es erinnert an die Zeiten, da vom Engadin her noch Veltliner Wein ins Montafon gesäumt wurde, wie denn schon die Volksüberlieferung von einer Strasse, die das Engadin über den Vermunt-Pass mit dem

Montafon verbunden hätte, darauf hindeutet, dass früher der einheimische Verkehr durch die Bergwildnis ein lebhafterer gewesen ist als in der Gegenwart. Jetzt begegnet der Tourist an



Litznergruppe.

einheimischer Staffage nur etwa dem Schafhirten. Den treuen Hund an seiner Seite, auf den Stab gelehnt, blickt er nach seiner Herde aus, die wie ein weisses Wölkchen an den von magerm Gras bewachsenen Berghängen zieht.

Der Engadiner Passweg geht am Gross-Vermuntgletscher vorbei, aus dessen Eistor die Ill hervorbricht. Über dem Gletscher liegt in grossartigem Gebirgsrahmen die Wiesbadener Hütte des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins und gewährt letzte Rast vor dem Marsch über den fast 2800 Meter hohen Vermuntpass.



Piz Buin.

Das Hochalpenland von Vermunt ist ein Gebiet, das so recht für nimmermüde Berggänger und Bergsteiger geschaffen ist. Denn es ist auch mit dem Paznaun durch einen Übergang verbunden, durch die leicht zu bewältigende Bielerhöhe, und die Schutzhütten, die sowohl auf der österreichischen wie auf der schweizerischen Seite des Gebirges liegen, erleichtern das sommerliche Tummeln

in der einsamen grossen Gotteswelt, in der die Gemse noch freien Weg hat und der Adler über Gletscher und Spitzen kreist.

Mit den raschen Wellen der Ill durchwandern wir noch einmal die Bergpracht des Montafon, in der sich Züge starrer Erhabenheit und inniger Milde in wirkungsvollsten Gegensätzen vermengen. Und nun ist die rauschende Alfenz, unsere Führerin, empor zu den grünen Höhen des Arlbergs.



Lobspitze und Seehorn.

# Das Klostertal und der Arlberg.

VON uralters her ist der Arlberg, die Einsenkung zwischen der Verwallkette und den Lechtaleralpen ein Völkerweg. Im frühen Mittelalter war er nur ein Saumpfad, aber im Beginn des 14. Jahrhunderts schon wurde er zu einer Strasse erweitert, die Ross und Reisigen sichern Übergang gestattete. Maria Theresia und Kaiser Joseph wandten dem Pass ihre Sorge zu, aber die Prachtstrasse, die sich jetzt als ein weisses Band des Lebens vom Vorarlberg über die grünen Höhen nach Tirol zieht, wurde erst unter Kaiser Franz in den Jahren 1823 und 1824 gebaut. Sie galt dem damaligen Geschlecht als ein bewunderungswürdiger Sieg des menschlichen Geistes über die rauhen Gewalten der Hochgebirgsnatur. Und Sommer und Winter, Tag und Nacht zogen mit hellem Pferdegeläute die Fuhren von Tal zu Tal über den Berg. Sie brachten Vorarlberg und Liechtenstein Salz, Wein, Getreide und Kolonialwaren, und seiner jungen Industrie, für welche die Strasse eine Lebensnotwendigkeit war, die Lasten der Baumwolle. Die mit Sommergästen besetzte Postkutsche und der leichte Reisewagen überholten die ächzenden Fuhren. Ja, was stieg an Menschen und Bildern den Arlberg hinauf, den Arlberg hernieder? Der Handwerksbursche mit dem Felleisen und der Student mit dem Herzen voll Lieder, die betenden Pilgerscharen und die Soldatenheere in Wehr und Waffen, und wie mancher jener Vorarlberger, die als Handwerker ein Stück Brot in fernen Landen suchen gingen, winkten vom Berg bewegten Sinns noch einmal Lebewohl ins Land ihrer Lieben oder grüssten es im Herbstglanze mit der innigen Freude des Heimwärtskehrenden. Scheiden und Meiden und Wiedersehen und Träume von Glück und Liebe gingen die Strasse. Nun aber liegt sie verödet. Über und unter ihr dahin sausen und brausen die Züge der Arlbergbahn durch die Stützen und Pfeiler der Berge und donnern selbst in schlafender Mitternacht über die Brücken.

Es war in den Sechziger und Siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als man in Vorarlberg und Tirol von der Arlbergbahn zu sprechen begann. Viele, die auf sie gehofft hatten, erlebten sie nicht, aber im Jahr 1880 ging ein Freudenruf durch die Berglande. Der Reichsrat hatte den Bau der Bahn beschlossen, der Kaiser sein Ja auf den Plan gelegt, und als der Winter von den Eisburgen der Hochalpen herniederstieg, da wühlten schon die Bohrer in die Felsen des Arlbergs. So drei Jahre lang: am 19. November 1883 fiel die letzte Scheidewand zwischen Langen und St. Anton, und bald ein Vierteljahrhundert nun führt der Weg von Paris nach Wien, von London nach Konstantinopel durch den Arlberg.

Dalaas.

Hinterhalb Bludenz, da, wo die muntere Alfenz in die Ill hineinströmt, beginnt die Bergstrecke der Bahn, die fünfundzwanzig Kilometer lange Rampe für die Einfahrt in den grossen Tunnel. Steigend überhöht sie das Klostertal, tief unter ihr liegen die Dörfer an der Reichsstrasse in den von frischen Wasserspielen belebten Gründen. Zum Teil in die nördliche Berglehne eingegraben, schnaubt der Zug durch einen steten Wechsel von Tageshelle und Tunneldunkel, durch Felsenengen und Aussichtsstellen. Die Bahn ist mit ihren Maueranlagen, Tunnels, Brücken und Galerien, Bäche-,

Muhr- und Lawinenverbauungen ein technisches Schaustück ersten Ranges, das den Reisenden fortwährend in Atem hält. In der Bergflanke, an der wir dahinfahren, öffnen sich Wildschluchten wie Zerrbilder einer überhitzten Phantasie; in ihre Abgründe flattern die weissen Bergbäche; über sie türmen sich trotzig, verwittert und in abenteuerlichen Formen, die Kalkfelsen Stierkopf, Weisses Rössl, Pitschi- und Rogelskopf, grau gähnen die Muhr- und Lawinenzüge, als blickten dämonische Naturgeister drohend hervor, um so reizender aber sind die Bilder auf der aussichtsreichen rechten Seite der Bahn.

Da folgen sich die wunderhübschen Idyllen des Klostertales. Es sind Dorfschaften, die einst vom Verkehr der Arlbergstrasse lebten, in denen nun aber das Hammerlied des Hufschmieds verklungen ist, der Wagner keine neuen Speichen mehr in zerbrochene Räder zu setzen hat, der Seiler keine Stricke mehr spinnt und die grossen, stattlichen Landgasthöfe, die so viel fröhliche Einkehr gesehen haben, fast eine wehmütige Teilnahme erregen. Eine eigenartige Stimmung schwebt über den Dörfern, die, von der Lokomotive nur flüchtig gegrüsst, hoch an den Berg steigen müssen, wenn sie der Welt der Gegenwart auf ihren Stationsanlagen guten Tag sagen wollen.

Die erste dieser Ortschaften ist Braz, dem noch ein weiter freier Blick in den Walgau hinaus gegönnt ist. Von Tannen und Buchen umkränzt liegt die kleine Sommerfrische und erquickt das Auge mit den Schleiern und Stürzen kecker Wasserfälle. Hinter ihr verengt sich das Tal; wo es sich wieder zu einer frischlieblichen Mulde weitet, winkt, bereits 870 Meter hoch, das Dorf Dalaas, dessen Jahresstillleben in der Sommerzeit ebenfalls durch den Besuch von Kurgästen unterbrochen wird. Der dichte Wald des Kristberges winkt; der von Eichen und Buchen umschmückte Hügel, auf dem der Bahnhof und die neue schöne Kirche stehen, gewährt eine Weitschau, die durch das Aussichtsfenster des Walgaus bis in die Appenzellerberge reicht. Man spaziert in den Radonawald oder in die Radonaschlucht, eine der wildesten unter jenen Gebirgsklüften, die gegen die Arlbergbahn ausmünden und uns wie die Heimaten des wilden Heeres erscheinen. Am Eingang erinnert eine Gedenktafel an den berühmten Touristen Douglass, dessen Namen die Lünerseehütte trägt; in einem Hochgewitter hat er in dieser Schlucht den Tod

gefunden. Von der Südseite des Tales schwebt das Silberband des Fallbaches über eine Felswand hinab. Diese unterbricht die steile, breite Waldfläche des Kristberges, über den ein Pfad ins Silbertal und Montafon hinüberführt. Wir haben davon bereits gesprochen, aber auf ein verstecktes Juwel der Alpenwelt ist bei der Erwähnung von Dalaas noch hinzuweisen, auf den klarblauen Formarinsee. Er ist in drei Stunden über die Rauhe Alp zu erreichen. In seinen reinen Fluten sammeln sich die Quellen des Lech und spiegeln sich die Felszinnen und Türme der Roten Wand, die, 2706 Meter hoch, beherrschend über die Lechtaler Alpen und eine weite Gebirgs- und Talrunde schaut. Ihrer Besteigung dient die Freiburger Hütte auf anmutiger Anhöhe beim See. Ziel eines hübschen Ausfluges ist auch der Spullersee, der in einem alpinen Nebenkämmerchen dieser Landschaft blaut. Das schöne Berggebiet verdient die Beachtung der Touristen umsomehr, als vom Formarinsee ein guter Weg nach Lech an der Flexenstrasse führt. Selbstredend bietet der Felsenwall zwischen Alfenz und Lech auch Gelegenheit zu mannigfaltigen Bergtouren, als Ziele nennen wir die schlanke Pyramide des Rogelskopf, 2275 Meter, die Saladinspitze, 2232, und den Schafberg, 2681 Meter.



Klösterle.

Über die hochgewölbte, aus massiven Quadern aufgeführte Engelbrücke geht die Bahn nach Danöfen und Klösterle, in dem

sich Sommerleben niedergelassen hat und den Tag in kühlem Wald und malerischen Schluchten verbringt.

In die Hochtalstimmung blicken noch einmal weissaufleuchtend Zimbaspitze und Seesaplana, und nach ein paar Lokomotivstössen über die Trümmerwelt des Bergsturzes, der im Sommer 1892 über die Arlbergbahn niederging, sind wir in Langen, am 1218 Meter hoch gelegenen vorarlbergischen Portal des grossen Arlbergtunnels, der den Berg in einer Länge von 10250 Meter durchbohrt und auf einer Scheitelhöhe von 1311 Meter kulminiert.

Über eine Brücke der Alfenz schlüpft die Bahn in den rauchigen Schlund, den die schnellsten Züge in siebzehn Minuten durchfahren. Wir bleiben in der freien Gotteswelt, rasten aber nur kurz in Langen, dem eng zusammengedrängten Dörfchen von Eisenbahngebäuden und Gasthäusern, dann pilgern wir auf der alten Arlbergstrasse eine kleine Gehstunde aufwärts und treten, wie der Volkswitz sagt, in „des Kaisers grösste Stuben“. Warum die grösste? Weil sie fünfundzwanzig Öfen hat, an denen sich hundertdreissig Leute wärmen. Der mächtige Mauerkeil hinter dem Dörfchen Stuben, der die gegen die Häuser niedersausenden Lawinen spaltet und sie seitwärts drängt, erinnert uns an die Schrecken des langen Winters im Bergdorf, aber so recht im Gegensatz dazu erfüllt der Sommer das Hochtal mit innigster Naturfreude. Alpenrosenfelder leuchten glutrot von den Hängen, und durch die Pracht der Alpenblumen spielt das Sommerfrischeleben und steigen die Touristen zu Berg.

Unsere Wandergedanken führen uns die vom Handelsverkehr zwar verlassene, aber in der Schätzung der Touristen immer noch gross angesehene Strasse empor auf die Passhöhe des Arlbergs. Gleich oberhalb des Dörfchens Stuben macht die Strasse eine Wendung, und der Rückblick auf das Klostertal, die Zimbaspitze und Seesaplana fesselt Auge und Sinne. Immer öder, immer wilder wird der Weg. In Stürzen braust die junge Alfenz, um die Weiden, auf denen das Vieh geht, ragen die Berge in der Blösse ihres Gesteins; ein ehemaliges Wegmacherhaus, die Ranz, erinnert an die Zeit, da hier oben die wetterzähen Rutner mit Schneegestöber und Stosswinden um die Offenhaltung des Passes kämpften. Auf anderthalbstündigem Marsch erreichen wir die 1802 Meter hohe Passhöhe, an deren Sattel sich die Wasser scheiden. „Zum Rhein, zur Nordsee!“ flüstern die einen, „zur Donau, zum Schwarzen

Meer!“ murmeln die andern. Und wie feindliche Brüder trollen sie sich! Zwischen beiden liegt, von Alpenrosen umsponnen, ein Felsblock, auf dem Block steht ein Kruzifix. Das ist die Grenze von Vorarlberg und Tirol.

Wenn der Wind nicht gar zu scharf über die Höhe pfeift, so macht man an der Stelle gern ein Weilchen Rast. Man denkt an



Stuben.

die Bilder des entschwundenen Passverkehrs, vielleicht an Friedrich mit der leeren Tasche, der sich hier von den treuen Bludenzern verabschiedete, oder an jenen schlichten Hirtenknaben Heinrich Findelkind, der im Jahre 1386 das Hospiz St. Christoph auf dem Arlberg gegründet hat. Ihn erbarmte die Menge der Wanderer, die elend in den Schneewehen des Passes umkamen. „Und ich

hatte fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab," erzählt er herzlich. „Da rufte ich und sprach, ob jemand nehmen wollte die fünfzehn Gulden und einen Anfang anheben, auf den Arlberg zu bauen, dass die Leute nicht so verdürben?" Seine Menschengüte trieb ihn unter dem Schutze des hl. Christoph, dem er sein Anliegen anheimgegeben hatte, hinaus in die Welt; bittend und bettelnd durchzog er die Länder und sammelte milde Gaben für den Bau des Hospizes. Die menschenfreundliche Stiftung entstand, mit ihr eine Christophsbruderschaft, die für die Jahreskosten des Unternehmens aufkam, und Jahrhunderte hindurch haben Wanderer die rettende Hülfe des Hospizes erfahren und den Namen dessen gesegnet, der gering an Stand, doch edel an Seele, den Grundstein zu St. Christoph gelegt hat.

Eine Wendung hinab, und rasch unter der Passhöhe liegen in einsamem Hochtälchen das graue Stift, das darangebaute Kirchlein mit schlankem Helm und ein oder zwei zerfallende Häuser. Seit der Pass durch die Bahn seine frühere Bedeutung verloren hat, sind die frommen Brüder abgezogen; in dem von vielen Erinnerungen geweihten Hospiz schaltet ein Gastwirt, dem durch Beschluss der Landtage von Vorarlberg und Tirol ein jährlicher Unterstützungsbeitrag mit der Verpflichtung gewährt wird, sein Haus auch im Winter einsamen Wanderern offen zu halten. Die stärkste Teilnahme erregt das heimelige Kirchlein, in dem riesengross eine alte, aus Holz geschnitzte Christophstatue steht. Kleine Splitter sind von ihrem harten Holz weggeschnitten worden. Gewiss von tirolischen und vorarlbergischen Auswanderern. Denn das Volksgemüt glaubte, das kleinste Splitterchen des Bildnisses sei, auf dem Leib getragen, ein Schutz gegen das Heimweh und die Gefahren der Fremde.



Arlbergstrasse.

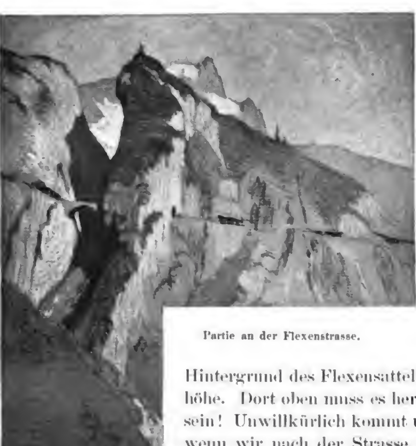
Das Kirchlein liegt unmittelbar über der Achse des Tunnels, ein Schacht von 457 Metern und die Lokomotive würde empor zum Hospiz rauchen! Wir begegnen ihr wieder, wenn wir ein Stündchen die Kehren der Arlbergstrasse hinabwandern, in St. Anton, das freundlich am Ostportal des Tunnels und am Ufer der frischströmenden Rosanna gelegen ist.

Den fröhlichen Bergwassern geben wir ein Grüssgott mit für das Tirol, dessen Schneespitzen gewaltig im Osten von St. Christoph stehen, aber wir selber scheiden nicht so rasch vom Arlberg. Zu frei, zu einladend schaut die neu erbaute Ulmerhütte, ein mustergültiges Schutzhaus vom Steilrand der nördlichen Hochwelt auf das Alpgelände an der Arlbergstrasse. Man erreicht sie, indem man bei Ranz von der Arlbergstrasse linkshin gegen die Berge schwenkt, von Stuben aus in zweieinhalb Stunden. Leicht zugänglich und wunderschön im Angesicht der vergletscherten Bergspitzen des Verwallgebietes gelegen, ist sie ein überaus lohnendes Ausflugsziel für sich, sie erleichtert aber auch die Besteigung der gegen das Lechtal hin ragenden Zinken und Zacken, des Felsgrates der Schindlerspitze, 2636 Meter, die man fast ohne Beschwerde erklimmt, und der hinter ihr aufschnellenden Valugaspitze, 2811 Meter, einer Aussichtswarte ersten Ranges, sowie der übrigen Berge, die auf die Arlbergstrasse und den Flexenpass niederblicken.

Diesem Seitenpass des Arlbergs wenden wir uns nun zu, einer der leichtesten und angenehmsten Touren Vorarlbergs. Sie führt uns in das Grenztal des Lech, von dem aus wir auch dem letzten, für unsere Wanderung noch übrig bleibenden Gebiet Vorarlbergs, dem Mittelberg oder Kleinen Walsertal einen Besuch abstatten wollen.



# Das Lechtal und das Kleine Walsertal.


Partie an der Flexenstrasse.

Von Stuben aus gesehen, erscheint die Flexen- fast romantischer als die Arlbergstrasse. Sanft ansteigend windet sie sich durch die jähen Felsen links vom Arlberg hin und verliert sich dem Auge erst im Hintergrund des Flexensattels, nahe der Passhöhe. Dort oben muss es herrlich zu wandern sein! Unwillkürlich kommt uns der Gedanke, wenn wir nach der Strasse spähen, die bald in Lawinenschutzbauten und Galerien verschwindet, dann wieder wie ein über sie hingespannter Faden an den Felsen erscheint. Nur wie Miniaturspielzeuge erblicken wir die Menschen und Wagen, die dort ihres Weges ziehen, aus der Tiefe von Stuben.

Die im Jahr 1896 erbaute Kunststrasse zweigt eine Viertelstunde oberhalb des Dörfchens von der Arlbergstrasse ab; wenn wir aber nicht darauf kapriziert sind, sie mit einem Fuhrwerk zu befahren, so können wir uns den Pfad hübsch kürzen, indem wir den Zickzackweg über die blumenreiche Berglehne einschlagen. Er erreicht die Strasse wenig vor den ersten Lawinenschutzbauten. Dabei



Am Zürsersee.

erfrischt uns der Blick auf den Stubenfall, der in jähem Sprung und Sturz schäumend vom Flexensattel ins Felsental niedersprudelt. Jenseits des Baches sehen wir die Spur des frühern, alten Saumwegs, der den Flexenpass in den Ruf grosser Lawinengefährlichkeit gebracht hat. In der Volkserinnerung lebt namentlich das Gedächtnis an den Lawinensturz fort, der im Dezember 1886 den Frächter und Postboten Franz Joseph Matthias von Warth verschüttete. Unter den misslichsten Umständen verbrachte er dreissig Stunden in seinem Schneegrabe. Der Zürsbach, in den die Lawine den Armen hinuntergerissen hatte, führte ihm frische Luft zu. Die in Stuben und Lech zahlreich aufgebotenen Hülfsmannschaften, die mit langen Eisenbohrern den Schnee durchsuchten, entdeckten den Verschütteten, der noch die Kraft besass, die in seine Hände gelangende Stange zurückzustossen und so den bereits verzweifelnden Rettern ein Lebenszeichen zu geben. Nach seiner Befreiung krankte Matthias noch lange, fährt aber jetzt als Frächter auf der neuen Flexenstrasse. Vielleicht, dass



Winter im obern Lechtal (bei Zürs).

wir ihm begegnen, dann kann er uns das Abenteuer selbst erzählen.

In einem halben Stündchen haben wir die in die Felsen eingebaute Strasse erreicht, schreiten durch die halbdunkle Galerie und blicken von hoher Brücke in die Tiefe einer Engschlucht, des Hölltobels, in dem verloren ein Wässerchen rauscht. Wo uns das Licht wieder leuchtet, fast im Hintergrund des Talkessels, gewinnt die Aussicht ihre höchste Entfaltung, winken die Spitzen und Gipfel, die das Montafon umstellt halten, Scheidegruss. Eine rasche Wendung des Weges um eine der Felsstützen, und aus der Romantik der Bergpfeilerstrasse treten wir in das samtene Grün eines breiten Hochtales, dessen Weiden sich von Gebirge zu Gebirge dehnen. Muntern Schrittes überschreiten wir die flache, 1784 Meter hohe Passhöhe, die das Wassergebiet des Rheins und der Donau trennt. Mächtige Berge schauen von hüben und drüben auf das Tal, von linksher die Felszacken der Wildgrubenspitze, von rechtsher der alpengrün ansteigende Trittkopf und die ihn überragenden Dome und Türme des gewaltigen Valugerkopfes. Es winkt das alpen- und sommerfrische Dörfchen Zürs, mit kleiner Kirche, einigen Häusern und zahlreichen Hürden für das Vieh. Der Sommer ist in dieser lachenden Gebirgsgegend ungemein belebt. Touristen wandern vom Gasthaus nach dem im westlichen Gebirge versteckt liegenden Zürsersee, der wie ein Auge der Bergwelt in den blauen Himmel schaut, oder steigen auf die mannigfaltigen Aussichtswarten. Auf der Strasse ziehen die mit Sommergästen besetzten Wagen, das muntere Radlervolk liebt den prächtigen Flexenpass und das Automobil ist auf den vorarlbergischen Pass- und Bergstrassen auch kein Fremdling mehr.

Der Abstieg nach Lech, nach dem man von Stuben her in reichlich zweistündigem Marsche gelangt, ist besonders hübsch. Eilige Wellen plaudern als Wandergesellen, stürzen sich kopfüber in Schlucht und Kluft, unterhalb der Alpweide stellt sich der Wald an die Strasse, Felsenromantik wechselt mit Baumidyllen, anmutige Gehöfte rücken ins Grün, Spitzen und Zacken der Berge treten zwischen die Talflanken, die Enge weitet sich. Das Bergdörfchen Lech, 1438 Meter hoch gelegen, ist wegen seines kräftigen Gebirgsklimas und der schönen Fichtenwaldungen, die es umgeben, Sommerfrische. Der Ort steht mit seinem grauen Kirchlein so lauschig



Lech.

auf blühender Matte, dass er, von welcher Seite man wolle, ein reizendes Gemälde abgeben würde. Dazu hat er charaktervolle Holzhäuser mit steinernem Unterbau, mit Schindelkleid und steinbeschwerten Schindeldächern. Im Rahmen seiner Berge fesselt namentlich die Rote Wand, die wie eine kühne Geisterburg aus dem obersten Lechtal nach dem Dorf herausschaut. Sie lockt zu einem Besuch des Formarinsees, der vielen als der romantischeste Fleck Erde von ganz Vorarlberg gilt. Wir haben von ihm schon bei Dalaas gesprochen. Und wenn wir die Touristen so begeistert vom Spullersee erzählen hören, dann möchten wir auch diesem lieblichen Bergspiegel in einer Nische des obersten Lech einen Besuch abstatten. Es sind von Lech aus viele dankbare touristische Unternehmungen möglich, auch zahlreiche Bergbesteigungen: Braunarlenspitze, 2651 Meter, Mohnenfluh, 2547 Meter, Omeshorn, 2558 Meter, Schafberg, 2681 Meter, und Rote Wand, 2706 Meter.

Wir haben uns aber das Kleine Walsertal als Ziel vorgenommen. Da müssen wir nicht nur die kleinen Seen und die grossen Berge lassen, sondern auch den Übergang über das Auenfeld, der Lech mit Schröcken im hintersten Bregenzerwald verbindet. Hoch an der linken Talflanke des Flusses, der verborgen in Waldklüften braust, wandern wir durch Wiese und Wald zwei Stunden bis Warth. Die der Vollendung entgegengehende Fortsetzung der Flexenstrasse führt fast eben dahin. Sie ist durch die prächtigen Viadukte über den Gaisbach und das Rüfitobel, sowie durch den 80 Meter langen Tunnel im lawinengefährlichen Apriltobel technisch interessant, und gewährt einen schönen Aus-



Bei Lech, Blick aufwärts gegen die Rote Wand.



Hochkrumbach gegen den Biberkopf.

blick auf die nahen Berghäupter des Allgäus, so auf den 2600 Meter hohen Biberkopf, den südlichsten Gipfel des deutschen Reiches.

Kirche und ein paar Häuser auf saftig grüner Terrasse zwischen zwei Schluchten, der des Lechs und der des Krumbachs, das ist Warth. Mit Lech, Schröcken, Hochkrumbach und dem nur ein paar Dutzend Einwohner zählenden Dörfchen Bürstegg, dem höchstgelegenen Vorarlbergs, bildet Warth die Landschaft des Tannbergs. Es ist das letzte vorarlbergische Dorf am Lech, wir sind in jene Ecke des Landes gelangt, wo es Tirol und Bayern berührt. In grossartiger Tannen- und Felsenlandschaft tritt der Fluss ins Land Tirol, dessen nächste Ortschaft das Dorf Lechleiten ist. Gegenwärtig ist, im Anschluss an die Flexenstrasse, eine Strasse im Bau, die von Warth zu der Brücke über den Krumbach und über die tirolische Grenze in drei Stunden nach Steeg, der ersten grössern Ortschaft im Lechtal, führen wird.

Wir verabschieden uns vom Lech, von dem nur das schöne hochalpine Quelltal zum Vorarlberg gehört, und wenden uns von Warth in die kurze, jäh ansteigende Talfurche des Krumbaches, der tief zu unserer Rechten schäumt. Der Wald bleibt unter uns, ein Stündchen Weges, von einer Grashöhe winkt Hochkrumbach, Kirchlein und Häuser eng zusammengeduckt. Es ist mit 1647 Meter nächst dem Dörfchen Bürstegg die höchste Siedelung Vorarlbergs, bekannt durch die Menge Schnee, die es in manchen Wintern so

bedeckt, dass die Bewohner Tunnels schaufeln, um in die Kirche gelangen zu können. Im Sommer aber herrscht ringsum erquickendes Grün und freundliches Sennenleben bis hoch an die Halden des rechts erscheinenden, gewaltigen Widdersteins hinan.

Der Saumweg führt in einer weitern Stunde nach Schröcken, wir aber überschreiten beim schlichten Gasthaus den von der flachen Passhöhe niederrinnenden Krumbach und steigen die jähen Weiden auf das 1975 Meter hohe Gentscheljoch hinan, das man, weil Krumbach selber schon so hoch liegt, in einer Stunde erreichen kann. Ein grossartiger Rückblick in die Lechtaler und Arlberger Alpen erschliesst sich, und vielleicht legen wir uns die Frage vor, ob wir nicht auf den unschwer zu erklimmenden Widderstein steigen wollen, der das Joch nur um sechshundert Meter überragt. Doch da leitet uns der Weg schon durch eine mannigfaltigere Gegend, an malerischer Felsschlucht vorbei, abwärts ins Kleine Walsertal. Bald sehen wir die ersten seiner Häuser schimmern. Wahrscheinlich ist der erste Mensch, dem wir begegnen, ein deutscher Grenzwächter. Aber das Kleine Walsertal gehört doch zu Vorarlberg? Gewiss, doch in Zollangelegenheiten wird es nach Vertrag von Deutschland verwaltet, denn Handel und Wandel des Tales gehen auf der einzigen Strasse, die es besitzt, hinaus nach dem breit offen stehenden Bayern. Mit den übrigen Teilen Vorarlbergs ist das Tal nur durch drei für den Warentransport ungeeignete Sommerpässe verbunden: durch den Gentschelpass, den wir eben gehen, mit dem obern Lechtal, durch das Starzeljoch, 1868 Meter, zwischen Didamskopf und Widderstein mit Au im Bregenzerwald und durch den weiten Weg über das Hörnle und Sibratsg'fäll mit Hittisau.

Aus dem schmalen Gentscheltal treten wir in das breitgeöffnete Haupttal, durch das die vom Widderstein herniederströmende Breitach in stattlicher Grösse und mit lustigen Sprüngen eilt. Drüben steht am Rasenhang das schöne Dorf Mittelberg. Schlank wie ein Gottesfinger ragt der Turm seiner grossen Kirche empor, und blicken wir talaus, so recken sich auf eine Stunde Entfernung noch zwei gleich schlanke Finger, die Kirchtürme von Hirschegg und Riezlern. Im Hintergrund des Tales, das von den Bewohnern allgemein Mittelberg und nur von den Touristenbüchern Kleines Walsertal genannt wird, liegt gegen das Starzljoch hin noch der

Weiler Baad, der seinen Namen von einer Schwefelquelle führt, die jetzt nicht mehr zu Heilzwecken benutzt wird. Über das im reichsten Grün erprangende Tal blickt der Widderstein wie ein Held, der es behütet und bewacht, und der Hoch-Ifen, auf den von Riezlern ein guter Weg emporsteigt, der Schafalpenkopf, das Gaishorn und die Felsenorgeln der Gottesackerwände helfen mit, einen hochalpinen Rahmen um die von Heimstätten übersäeten Gründe zu schlagen. Die drei Dörfer, von denen jedes zu den beiden andern blickt, sind miteinander durch den lieblichen Talweg und eine gedeckte Brücke der Breitach verbunden. Die reizendste Staffage der Landschaft bilden die auf den Wiesen zerstreuten, altehrwürdigen Ahornbäume, die, oft in romantischen Gruppen vereinigt, den Stift des Künstlers herausfordern.

Die heitere Alpennatur hat dem Tal hübsches Sommerleben gebracht, das sich um die gastlichen Stätten von Mittelberg und Riezlern bewegt.

Interessanter noch als das hellsonnig aufgeschlossene Berggelände, ist das Völklein, das es bewohnt. Viele seiner Häuser weisen noch eine bemerkenswerte Ursprünglichkeit der Bauart. Die allerältesten sind Blockbauten aus Rundhölzern, wie sie die ersten Einwanderer errichtet haben, einen Schritt vorwärts beweisen schon die Häuser aus behauenen Stämmen; die hübschesten haben den Schindelpanzer angezogen, der sie licht und freundlich erscheinen lässt, und manche zeichnen sich durch ihre stattliche Grösse aus. Charakteristisch sind die eng vergitterten Fenster der Küche und der Vorratskammer. Unter dem Vordach nistet die Schwalbe, die wie die Menschen die Übergänge über das Gebirg zu finden weiss, unter den Firsten wohnen die vor Jahrhunderten aus der alten Walliser Heimat mitgebrachte Schweizer Mundart, die man oft mit einem starken Nasenklang sprechen hört, alte Sitte und alter Brauch.

An der Tracht halten besonders die Mittelbergerinnen fest, während die Riezlerinnen zum Teil das Modekleid angenommen haben. Unter der enggefältelten, weiten Juppe, die in einen reichen Faltensaum endet, lassen die Trägerinnen oft den mit grünen und roten Zacken garnierten Unterrock hervorschauen. Über die Juppe fällt die Schürze, am Werktag aus gemustertem Baumwollzeug, am Sonntag aus schillerndem Seidenstoff. Zur Tracht gehört auch ein

roteingefasstes, mit Silberknöpfen bestecktes Mieder und das „Schälkle“, eine kurze rundgeschnittene Jacke aus schwarzem Tuch. Um den Hals tragen alle Walserinnen vier oder fünf Reihen rosafarbener Korallenperlen. Die Kopfbedeckung bildet bei warmem Wetter ein Inntalerhut, so dass man die „Maike“, wie die Walser ihre Mädchen nennen, leicht für Tirolerinnen halten könnte, bei kühlem Wetter die pompöse Otterfellmütze, die reichlich ihre hundertzwanzig Kronen kostet, und bei Prozessionen funkelt auf den blonden und braunen Mädchenköpfen der „Kranz“, eine Krone ähnlich derjenigen der Bregenzerwälderinnen, doch breiter ausgeladen. Es ist ein hübscher Anblick, wenn die weibliche Jugend, unter der es oft reizende Erscheinungen gibt, in langer Reihe paarweise im Festzug geht und das Gold in der Sonne erfunkelt.

Ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl zeichnet die Bevölkerung aus, die innige gegenseitige Anteilnahme an Freude und Leid. Daraus erklärt es sich, dass bei einer Walser Hochzeit oft gegen hundert Gäste teilnehmen, die von einer Bauernmusik angeführt, als Zeichen der festlichen Freude einen Rosmarinstrauss tragen. Volkskundlich merkwürdig ist auch die Art des Geläutes bei einem Sterbefall. Traf er einen Kommunikanten, so wird in allen drei Pfarreien geläutet; ist ein Mann gestorben, so klingt zuerst die grosse Glocke, bei einer Frau die zweitgrösste durch das Tal, dann, von der kleinsten Glocke angefangen, jede einzeln, und endlich läuten alle zusammen dem Toten den Scheidegruss nach. Die Walserbevölkerung gilt als stolz, sie sieht gern ein wenig auf die Bregenzerwälder und noch mehr auf die bayerischen Nachbarn hinab, ein Selbstgefühl, das sich übrigens im Verkehr mit Fremden nicht auffällig macht. Für das geistige Leben der Bevölkerung spricht es, dass die drei Bauerngemeinden aus gemeinnützigen Mitteln die Herausgabe des 1901 erschienenen prächtigen Werkes „Der Mittelberg“, einer ausserordentlich gründlichen Heimatkunde des Kleinen Walsertals von Pfarrer J. Fink in Lingenau und Dr. H. von Klenze in München, ermöglichten. Aus dem stillen Tal ist auch ein Mann hervorgegangen, den die Technik mit hohen Ehren nennt, nämlich Leo Müller, geboren 1799 in Mittelberg, der Erfinder der Buchdrucker-Schnellpresse, der 1843 in Wien starb, wo ihm jetzt ein Denkmal errichtet werden soll.

Je weiter wir über die grünen, häuserbestreuten Bergterrassen



Hirschegg im Kleinen Walsertal mit Widderstein.

das Tal hinauswandern, desto tiefer braust die Ach in Schlünden und Abgründen von Felsen und Tannen. Am Ausgang des Tales liegt die Walserschanze, die von den Mittelbergern 1632 gegen die Schweden aufgeworfen wurde. Da steht an der deutschen Grenze das Wirtshaus „zur Walserschanze". Wir treten in die waldschattige Walserklamm, zwischen deren Flanken die Breitach in eine so enge Felskluft eingeklemmt ist, dass nach der Volkssage ein verfolgter Wilderer mit verzweifeltem Sprung hat darüber setzen können. Jetzt leitet der Zwingsteg über die Schlucht, in der, metallisch aufglänzend, die Wellen in verlorenen Tiefen brüllen.

Die Schlucht ist das letzte grosse Naturbild, das wir unsern Lesern aus der Fülle der vorarlbergisch-liechtensteinischen Alpenschatzkammer zu zeigen haben. Bald lichtet sich der Wald und überschreiten wir die Weiden, die von der Höhe des Söller gegen den Wildstrom niedersteigen, dann lacht uns, drei Stunden von Mittelberg, zwei von Riezlern in tiefem, breitem Tal Oberstdorf entgegen, das grosse bayerische Sommerlager, das sich am süd-

lichsten Punkte des Deutschen Reichs zu Füssen der Alpen gebildet hat. Und die Lokomotive grüsst mit hellem Pfiff zu uns empor!

Das ist wieder eine schöne Welt, aber für das Algäu haben andere gesprochen. So stehen wir am Schluss unserer Wanderung und unseres Buches. Möge es dazu beitragen, dass das Alpengebiet von Vorarlberg und Liechtenstein in der deutschen Völkerfamilie, namentlich auch in ihren wanderfreudigen Kreisen, die Beachtung und das Verständnis findet, das sie verdienen. Land und Leute! Denn wie die lichte Bergwelt weckt das Volk unsere Sympathie, das auf der Grundlage eines alten, kräftigen Kulturerbes redlich und tapfer an einer frohen Gegenwart baut.

